Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 46/47 — Gotha, 19. November 1925 — 39. Jahrgang

Inhalt: Gottes Hammer — Tod und Verklärung — Erinnerungen an Clemens Schultz — Die Meistererzählerin Thüringens (M. R. Fischer) — Hat die Kirche eine soziale Aufgabe? Nachwort zu Stockholm. Zweite Hälfte — Splitter und Balken. Antwort 5 — Zum psychologischen Verständnis von Religion und Magie. 3. Das System der religiösen Beziehungen — Die kirchliche Besteuerung der Renitenz in Hessen — Nachricht von Albert Schweitzer — Zur Geschichte der Augsburgischen Konfession — Ludwig Richters Lebenserinnerungen in ihrer Urgestalt — Nachträgliches zum Vaterlandsliede — Die Filmindustrie. 3. Die Filmtechnik — Laienspiele — Bücher und Schriften (auch für den Weihnachtstisch): Mythen der Sterne (Normann); Die Jesussage (Brandes); Der Historismus und die Bibel (Krüger); Was ist Theologie (Peterson); Eucharistelon (Gunkel); Das Heldenepos des Alten Bundes (Wolf); Das Dämonische in Jahwe (Volz); Grammatik des christlich-palästinischen Aramäisch (Schultheß); Jesu Bergpredigt (Fiebig); Der Hirt des Hermas (Dibelius); Die apostolischen Väter (Bihlmeyer); Epistula apostolorum (Duensing); Pistis Sophia (Schmidt); Das christliche Lebensideal des Chrysostomus (Kulemann); Die Theologie Karl Barths (Strauch); Die Dialektik der Gottesidee (Lüttge); Du und deine Kirche (Scheurlen); Vom Kampf gegen die Kirche für die Kirche (Schafft); Aufbau (Schwarzkopf); Die kommende Kirche (Stange); Vom Staatskirchentum zur Menschheitsreligion (Bürck); Kirche, Sekte und Gemeinschaftsbewegung (Thimme); Die Einigung der Kirche (Wallau); Beschäftigungsbuch für Kranke (Wiest); Das Geheimnis des Ewig Weiblichen (Sellheim); Das Alte Deutsche Weihnachtslied (Budde, Mendelssohn); Wie erzählen wir unsern Kindern die biblischen Geschichten (Zurhellen); Menschen, die zu Jesus kommen (Fröhlich); Die Stille vor Gott (Wunderlich); Heilandsbilder im deutschen Roman (v. Petzold); Die Philosophie der Gegenwart (Messer); Peter Vischers Sebaldusgrab (Feulner); Vermeer van Delft (Reiffenberg); Worte des Herzens (Lavater); Ludwig Richters Tagebücher (Walter); Vincent (Meier-Gräfe); Lebenserinnerungen (Woermann); Reinhart der Stammler (Weber); Sommer-Sonnentage in Japan und China (Witte); Der Widerschein (Langewiesche); Lucifer (v. Strauß-Torney); Die Versündigung an den Kindern (Lauber); Die Blonden und die Schwarzen (Hesselbacher); Das Probejahr (Berger); Laien-Latein (Uhle); Almanach (R. Piper & Co.); Das alte Haus (Matthiessen); Zehn Biblische Bilder (Drude); Mein Dörfchen (Thiele); Bilderbücher (Verlag Josef Scholz) — Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Volksentscheid — Anzeigen

Gottes Hammer

Gott schlägt den Hammer, der schmetternd saust,
Zorn füllt seine Faust!
Auf unser Herz, das klirre Gerät,
sein Hammer geht.
Schmiedets neu
oder schlägts entzwei.
Unser Herz schreit: Halt ein!
Der Hammer dröhnt: Nein!
Schlägt doch darein. —
Im ganzen Lande, Tag für Tag,
schmiedet Gottes Hammerschlag.
Wenig wird neu,
meist springt's entzwei —
Das Herz schreit: Halt ein!
Der Hammer dröhnt: Nein!
Schlägt doch darein!

Gustav Schüler

Tod und Verklärung

Der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod. Röm. 15, 26

Unsere Überschrift erinnert an eine symphonische Dichtung von Richard Strauß. Der Komponist schildert mit großem Aufwand von Instrumentationskunst Kampf und Unterliegen eines Helden und dessen endliche Verklärung. Ja, so empfinden wir das Sterben jedes Kämpfers: dessen, der vor aller Leute Augen für große Dinge gekämpft hat und gestorben ist, wie dessen, der sich in aller Stille abquälte, des Kämpfers um das tägliche Brot seiner Familie in kleinen und erbärmlichen Verhältnissen.

So kommt der Tod als Freund, um das müde Haupt zur Ruhe zu legen; der Bruder des Schlafes, der sanfte Erlöser, der Friedenspender, der mächtiger ist als alle Not des Lebens, weil er allein imstande ist, sie endgültig zu überwinden.

Indes, ist das wirklich richtig empfunden? richtig gesehen? Wer bürgt uns dafür, daß der Tod Erlöser sei? Wir zittern doch alle vor ihm. Ja, befreien kann er uns von diesem Leben; aber ist nicht das elendeste Leben besser als der Tod? Wer kann schließlich wissen, ob er uns nicht in noch tiefere, dunklere Schrecken hineinstößt? Wer kann wissen?

Es gibt Menschen, die ihm schon verzweifelt nahe waren. Was haben sie da geschaut? Einige erzählen von Empfindungen unendlicher Seligkeiten; so Menschen, die dem Tode des Ertrinkens oder des Erfrierens mit knapper Not entrannen. Ich selbst erwachte einst im Dunkel eines dumpfen Unterstandes aus tiefer Bewußtlosigkeit; ein Infanteriegeschoß hatte meinen Schädel verletzt. Die Augenblicke zwischen Bewußtlosigkeit und Bewußtsein waren erfüllt vom Nachklang eines unsagbaren Glückes, ähnlich wie ich es als Kind unterm Weihnachtsbaum empfunden hatte. Ich frage mich heute noch: war es ein Klang von „drüben"? Von jener Welt jenseits unseres irdischen Seins? — Aber Andere wissen Furchtbares von solchen Augenblicken zu erzählen. Sie standen vor einer schrecklichen, schwarzen Wand, die über sie hereinzufallen und sie zu ersticken drohte. Sie empfanden das Sterben als unaussprechliches Entsetzen, wie wenn dahinter ein Leben noch schrecklicher, noch quälender wäre als das irdische.

Aber sind das Alles nicht Täuschungen, Halluzinationen, hervorgerufen durch unkontrollierbare körperliche Störungen? Gehören nicht schließlich alle Empfindungen, ob schrecklich oder selig, dem diesseitigen Dasein an? Vom Tode könnte schließlich doch nur der erzählen, der wirklich die Grenze überschritten hat, von der es keine Rückkehr gibt, wirklich durch das Tor hineingegangen ist, das sich endgültig hinter ihm schließt. Ja — wer kann wissen?

Kein Wunder, daß wir uns Gedanken darüber machen. Ist Sterben doch das Gewisseste vom Gewissen; es trifft uns alle und geht uns alle persönlich an. Es ist gewiß, daß es Jeden von uns trifft; und ist doch so gänzlich ungewiß, was es sein wird. Dies ist der Fluch unseres Daseins. Darum ist der Tod nicht, wie aufklärerische Gemüter in gewaltsamer Selbsttäuschung meinen, unser Freund, sondern, wie Paulus sagt, unser Feind.

Aber dieser Feind wird „aufgehoben" — nicht durch schöne Selbsttäuschung, sondern durch die Macht Gottes. Für den Glaubenden — und nur für ihn — ist er schon aufgehoben. Tod und Sünde nennt die heilige Schrift immer zusammen. „Der Tod ist der Sünde Sold." Aber wie sollte der Gott, der uns freilich zum Tode geschaffen — eine schlechthin rätselhafte Schöpfungsordnung —, der uns aber in Christus die Sünde vergibt, nicht auch das Leben geben? Wird Gott, der Vater, der uns lebendig

gemacht hat im Geist, uns dem Tode lassen? Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit.

Das ist in der Tat der einzige Trost, den wir in diesem schrecklichen, dem Tod verfallenen Leben haben: Gottes Gnade. Im Vertrauen auf sie schauen wir dem Tod ins Auge; sie hebt diesen Feind des Menschengeschlechtes auf; sie allein ermöglicht uns dieses Dasein ohne Selbsttäuschung im vollen Ernst der Wahrhaftigkeit einem zwischen Geburt und Tod rätselhaften Leben gegenüber.

Diesen Ernst der Wahrhaftigkeit verbunden mit Gewißheit des Lebens *auch* im Tode bringen unsere lutherischen Sterbelieder unvergleichlich zum Ausdruck: Tod *und* Verklärung. Da bekommt der Tod einen andern Sinn. Paul Gerhardt drückt ihn so aus:

Ich wandre meine Straßen,
Die zu der *Heimat* führt,
Da mich ohn alle Maßen
Mein *Vater* trösten wird.

Und dabei wollen wir bleiben — auch am Totensonntag! W

Erinnerungen an Clemens Schultz

Wie ich ihn kennen lernte

Gerade so wie die meisten Jugendpflege-Leute ihn kennen lernten. Ich suchte mir eines Sonntagabends in Hamburg die Turnhalle an der Ecke der Taubenstraße, jene etwas dunkle, verräucherte, mehr als bescheiden ausgestattete Halle, von der so viel helles, reiches Leben ausgegangen ist. 60—70 Jungs, 15—17jährige, einige älter, einige Erwachsene. Die Jungs hängen knäuelweis an den spärlichen Turngeräten oder treffen die notwendigen Vorbereitungen für den Abend. Diese sind äußerst einfach. Aus einer Ecke der Halle werden lehnenlose Bänke, Böcke und Bretter in die Mitte getragen und als Tisch und Sitzgelegenheiten aufgebaut. Ein paar richtige Stühle für den Leiter und etwaige Gäste. Der Leiter war schon da. Ich hatte die kleine Gestalt erst nicht bemerkt. Als man eine lange Pfeife brachte und sie ihm gab, wurde ich erst auf ihn aufmerksam. Jetzt hängt das Bild dieses Kopfes seit Jahren vor mir in meinem Zimmer, dort mit der großen Halskrause der Hamburger Geistlichen. Dieser herrisch aufgerichtete Kopf mit dem scheitellos zurückgekämmten langen Haar, mit den frei blickenden brillenlosen Augen, mit dem kräftigen weißen Schnurrbarte, könnte auch einem Hauptmann aus dem 30jährigen Krieg gehören. Als der Leiter zu seinem Stuhl ging und mit der Pfeife an den Tisch klopfte, saß alles mucksmäuschenstill. Die Disziplin war musterhaft. Es galt als durchaus unstatthaft, den Kopf nach der Tür zu drehen, wenn noch ein Verspäteter kam. Irgend ein Vortrag ist vielleicht einmal sehr langweilig. Bei 50 Vorträgen im Jahr kommt das vor. Ein paar wollen eine kleine Privatunterhaltung beginnen. Der Leiter hebt den Kopf, schaut drei Sekunden lang ernst hinüber, Alles ist wieder aufmerksam. Und wenn nicht aufmerksam, so doch still und ohne merkliche Bewegung. „Wir sind das dem Vortragenden schuldig", hatte man gelernt; „der bekommt nichts dafür, daß er uns einen Abend opfert. Das Mindeste, das wir ihm schenken müssen, ist unsere Aufmerksamkeit."

Während des Vortrages stellte Clemens Schultz seine lange Pfeife hinter sich an den Stuhl. In diesen äußeren Gewohnheiten, Rauchen und Trinken, gingen unsere Anschauungen auseinander. Ich hielt die Abstinenz in beiden Stücken schon damals für eine Pflicht des Jugendführers. Der studentische „Comment", den er bei den Zusammenkünften seines „Gehilfenvereins" mitmachte, befremdete arg. Aber Clemens Schultz fesselte auch die ältere Jugend an sich, nicht etwa *durch* diese Zugeständnisse an die Trink- und Rauchsitte, sondern *trotz* ihrer. Clemens war gar kein Ethiker, kein guter, auch kein schlechter, überhaupt keiner. Ihm ging es um etwas viel Innerlicheres. Vertrauen, Liebe, Wahrhaftigkeit, sich selbst und Andere ernst nehmen, Ehrfurcht vor dem Leben — diese tiefsten Quellen höhermenschlichen Werdens und Seins wollte er wecken. Der bindende Zauber, der von diesem Manne ausging, lag nicht im Ethischen, sondern im Menschlichen. Ich hab ihm *einmal* meine Bedenken gegenüber seiner Mißachtung der Alkohol- und Nikotinfrage, auch gegenüber seiner Neigung zu starkem Fleisch- und Kaffeegenuß ausgesprochen. Er ging ohne Erwiderung darüber hinweg. Dies lag außerhalb der Grenzen *seiner* Persönlichkeit. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß er bei anderer Einstellung zu diesen Dingen länger gelebt hätte. Aber hat einer, der den „BDJ" geschaffen, nicht unter allen Umständen lange genug gelebt? Was wissen wir vom Geheimnis der Persönlichkeit! „Richtet nicht!" Lebt *euer* Leben in Wahrhaftigkeit wie er das *seine*! Dies nimmt unserer Meinung über Trinken und Rauchen nichts von ihrem Ernst.

An jenem meinem ersten Abend in der „Vereinigung St. Paulianer Lehrlinge" hielt Clemens Schultz selbst den Vortrag. Den einzigen im ganzen Jahr, den er selbst zu halten pflegte. Stets nach seiner Rückkehr aus dem Sommerurlaub, den er regelmäßig in Süddeutschland verbrachte. Von dort hatte er auch seiner St. Pauli-Jugend den süddeutschen Gruß „Grüß Gott" mitgebracht. Einen Vortrag gab es jeden Sonntag. Aber nur diesen einen hielt er selbst. Auch das war ja so erstaunlich. Dieser Jugendführer, dieser „Meister der modernen Jugendpflege", konnte — nichts. Er machte mit seinen Jungs keine Wanderungen, trieb keinen Sport mit ihnen, spielte nicht mit ihnen, überwachte nicht ihre Lektüre, bastelte nicht, trieb nicht Musik, war selbst kein großer Sänger, las ihnen nichts vor, spielte nicht mit ihnen Theater, kurz trieb selbst nichts mit ihnen, was sonst jeder Jugendführer irgendwie „beherrschen" muß. Er konnte nichts. Aber er hatte — alles. Er hatte sein Herz. Sein mit Liebe zur Jugend angefülltes Herz. Und *das* gab er ihr. Restlos. Das Meiste, was zum äußeren Betrieb eines Jugendvereins gehört, fehlte trotzdem nicht. Er ließ das von Andern ausführen. Er aber war und blieb die Seele, ja recht eigentlich eben die *Seele* aller seiner Vereine. Und das war er auch an jedem Sonntagabend. Nach jedem Vortrag ergriff er selbst noch das Wort. Nicht nur, um dem Vortragenden zu danken, sondern um das Gehörte den Zuhörern einzuprägen, es noch besser klar zu machen, das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen, manchmal erst in einer seinen Jungs verständlichen Sprache zu sagen, was der Vortragende überhaupt gemeint hatte. In diesen Schlußworten gab er das Beste des Abends, gab er das, worauf Alle immer warteten.

Hier an diesem ersten Abend fiel mir auch gleich auf, wie zurückhaltend er seiner Jugend gegenüber im unmittelbar „Religiösen" war. Nicht nur, daß er bekanntlich mit dem überlieferten Brauch gebrochen hatte, keinen Sonntagabend ohne eine „Andacht„ in mehr oder weniger kultischen Formen vorübergehen zu lassen. Es war dies seine, so oft von seinen Gegnern ihm schwer angerechnete „religiöse Schonzeit", die man, wie er sagte, der Jugend in jenen Jahren gönnen müßte. Er wollte an jenem Abend auf das Gebet hinweisen, gebrauchte aber dafür den dort offenbar allen verständlichen geheimnisvollen Ausdruck „unser Mittel". Diese Scheu vor der unmittelbar religiösen Aussprache und die andere Scheu, mit seinen Jungs über sexuelle Dinge zu reden, gingen vielleicht auf eine gemeinsame Wurzel innerer Stimmung zurück.

Clemens Schultz und die Frauen

Er war unverheiratet. Ob er einer Jugendliebe, die nicht zur Heirat geführt hat, die Treue hielt — ob die starke Bindung an seine Mutter ihn den rechten Augen-

blick hatte verpassen lassen — ob es andere Gründe waren — ich weiß es nicht. Jedenfalls war er ausgesprochen auf Männer eingestellt, auch in seiner Amtstätigkeit. Seinem „Lehrlingsverein", „Gehilfenverein" und „Männerverein" gehörte seine Liebe. Ich hatte den Eindruck, daß daneben der weibliche Teil seiner Gemeinde viel schlechter wegkam.

Von drei Frauen weiß ich, die in seinem Leben eine Bedeutung hatten und von ihm grenzenlos verehrt wurden. Die eine war seine Mutter. Als ich ihn kennen lernte, war sie kurz vorher gestorben. Sie ist „wie eine Fürstin" begraben worden, erzählte er. Der Liebe, mit der er an ihr gehangen, trug die Gemeinde Rechnung. Die Mutter mag ihm, dem Unverheirateten, auch eine stille Helferin im Amt gewesen sein. So galt der Aufsehen erregende große Leichenzug ihr und ihm zugleich. Eine Stiftung, die er nach ihrem Tode von eigenem und ihm überwiesenen Geld errichtete, trägt den Namen der Mutter.

Die zweite der Frauen traf ich einmal bei ihm auf einer Abendgesellschaft, die er ihr zu Ehren gab. Es war die ehemalige Heroine des Hamburger Schauspielhauses, „die Ellmenreich". Ihr und ihrem reinen, begeisternden Spiel verdankte er es, daß er als junger Mann rein geblieben. Später hat sie jedes Jahr einmal in seinen Vereinen einen Rezitationsabend gehalten, war sie jedes Jahr einmal bei ihm zu Gast, er einmal bei ihr. Von dieser Freundschaft her schrieb sich wohl auch sein Verhältnis zum Hamburger Theatervolk, das bei Beerdigungen und Eheschließungen mit Vorliebe Clemens Schultz bat, die kirchlichen Handlungen zu übernehmen. Auf der Straße mochte man ihn mit der lose gebundenen Krawatte und dem großen Schlapphut selbst für einen Künstler halten.

Die dritte Frau war — die Kaiserin Elisabeth von Österreich. Er hatte ihr Bildnis in einer Galerie gesehen. Es war ihm wie der Inbegriff des Weiblichen erschienen. Seitdem hatte er in seinem Zimmer ein großes Bild dieser Frau, von einem Hintergrund aus dunkelrotem Sammet sich abhebend stand es auf einer Staffelei. Es war ihm zur Madonna, zum Bild des Ewig-Weiblichen geworden.

Dies Verhältnis zu den drei Frauen war ihm ein Stück Eheersatz. Vielleicht verrät sich darin auch etwas von Eheflucht.

Das Maß von Arbeit, das Clemens Schultz eine Reihe von Jahren geleistet, 700 Konfirmanden in 18 Konfirmandenstunden wöchentlich, zweimal jeden Tag Sprechstunde neben dem übrigen großen Amt, und diese restlose Hingabe an eine Aufgabe findet man nur, wo einer ehelos bleibt oder unglücklich verheiratet ist.

Kleine Geschichten

In einer Schifferkneipe in St. Pauli sitzen am Sonntagmorgen einige Arbeiter zusammen. Da läutet es zum Gottesdienst. Einer der Arbeiter steht auf und will gehen. „Wohin denn schon?" — Zur Kirche! — „Nanu, bist du verrückt?" — Zu Pastor Clemens Schultz! — „Ja, das ist was Anderes." — Eigentlich muß man's plattdeutsch erzählen.

In Hamburg ist in irgendeiner Gemeinde eine Pfarrwahl. Natürlich dreht es sich um „liberal" und „positiv". Der Streit geht bis in die Zeitungen. Auch die Jungs lesen davon, fragen sich, was wohl Clemens sein mag. Unter sich nannten sie ihn nur bei diesem Namen. Am nächsten Sonntagabend: „Herr Pastor, was sind Sie eigentlich, positiv oder liberal?" — „Das weiß ich selber nicht, dann braucht ihr's auch nicht zu wissen."

Wie ich sein Freund wurde

Was ich bei Clemens Schultz gesehen und gehört, was ich an ihm erlebt hatte, war auf dankbaren Boden gefallen. Als Marinepfarrer hatte ich in Kiel-Gaarden einen Teil der Lehrlinge der Kaiserlichen Werft gesammelt. Drei Jahre habe ich die LVKW geführt. Gegen das Ende dieser Zeit hin war ich einmal mit dem Verein zwei Tage in Hamburg. Wir waren Gast der „Lehrlingsvereinigung St. Pauli". Meine Jungs wohnten alle in Familien der Hamburger. Als wir am Sonntag abend alle in der bekannten Turnhalle zusammen waren, schlug ich vor, wir beiden Lehrlingsvereinigungen der benachbarten Städte wollten ein „Kartell" bilden und entwickelte die Einzelheiten und Folgen dieses Planes. Allgemeine Zustimmung. Da fragte mich unvermittelt Clemens, ob er mir schon etwas gegeben hätte im Leben. Ich bejahte dies aus vollem Herzen. Da sagte er: „Heute haben Sie mir etwas geschenkt. Komm, mein lieber Freund, wir wollen uns du nennen." Und inmitten unserer Völker umarmten wir uns und schlossen unter ihrem jubelnden Zuruf Brüderschaft.

Eine geweihte Stunde

Ein Vierteljahr vor seinem Ende. Er war nur wenig gebessert von einem Aufenthalt in einem Sanatorium zurückgekehrt. Ich hatte ihm ein kleines Gedicht von mir dorthin geschickt. Er schrieb mir, nach diesen Versen habe er zum erstenmal nach langer Zeit wieder weinen können. Danach habe er sich gesehnt. Als ich ihn in Hamburg besuchte, bat er mich, ihm das Abendmahl zu reichen. Wir waren zu Dritt in der Konfirmandenstube in seinem Pfarrhause, die zu kleinen Amtshandlungen als Kapelle eingerichtet war: Clemens Schultz, sein Hilfsgeistlicher, nachmals sein Nachfolger, ich. Erst reichte der Freund mir das Abendmahl, dann ich es den Beiden. Was wir uns in dieser stillen Stunde gesagt haben, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß es eine der wenigen Abendmahlsfeiern meines Lebens war, in der mich das Geheimnis eines tiefen Erlebens durchschauerte. Hier war communio.

Diese „Communion" mit dem verewigten Freund ist mir geblieben. Soll ich es sagen, sie hat noch heute etwas Mystisches. Ich weiß keinen Menschen unter meinen Verstorbenen, dessen lebendige Gegenwart ich jeden Augenblick so erlebenswarm herbeirufen kann, wie die seine. Wir stehen auch jetzt noch „auf du und du".

Die letzte Feier

1914. — Zur Beerdigung waren nur zwei seiner auswärtigen Freunde gekommen. Ich kam am Tag vorher. Der Sarg stand schon in der Kirche. Es durfte Niemand mehr hinein. Mit mir wurde als von auswärts eine Ausnahme gemacht.

Die Kirche im Halbdunkel des frühen, trüben Januarabends. Vor dem Altar der Sarg. Der Berg von Blumen, der ihn bedeckte, ging halb bis an die Decke. An den vier Ecken des Sarges vier Kerzen auf hohen umflorten Leuchtern. Rechts und links vom Sarg stand je einer der jungen Männer des Gehilfenvereins, still und stumm. Alle Stunde wurden sie von Andern abgelöst, die wortlos aus der Sakristei kamen. Sie hatten es sich ausgebeten, ihrem toten Pastor die Leichenwache zu halten.

Der nächste Vormittag sah die Kirche voll vom offiziellen Leichengefolge. Mehr als das halbe Schiff war von den Geistlichen Hamburgs besetzt, alle in ihren den Fremden so eigenartig mittelalterlich anmutenden Halskrausen. Am Sarg wieder eine Leichenwache. Dem einen der beiden jungen Männer liefen während der ganzen Feier immerzu die Tränen über die Wangen. Mir kamen sie vor wie leuchtende Blumen eines Totenkranzes, kostbarer als all die andern schleifengeschmückten Trauergaben. Der erste Pfarrer von St. Pauli hielt die Gedächtnisrede. Draußen in der Kapelle auf dem Ohlsdorfer Friedhof sprach dann noch der Hamburger Hauptpastor.

Er sprach davon, wie dieser Amtsbruder den Ruhm Hamburgs und seiner kirchlichen Jugendarbeit über die

Mauern der Vaterstadt hinausgetragen habe, wie kein zweiter. Ich dachte dabei an das, was ich von den ersten Jahren der Amtstätigkeit unseres Clemens in Hamburg wußte. Wenn ein neuer Geistlicher Antrittsbesuche machte, wurde ihm gesagt: „Wir haben hier auch noch einen Hilfsgeistlichen, Schultz, Sie können ihm ja auch mal guten Tag sagen." Diese Nebensächlichkeit galt nicht nur dem an Jahren schon älteren „Hilfsgeistlichen", sie galt auch dem damals in seiner scheuen und zaghaften Art nicht sehr vorteilhaft wirkenden Menschen.

Neben dem Grab der Mutter war das des Sohnes bereitet. Jugend trug den Sarg zur Gruft.

Ja, die Jugend hat ihn getragen all die Jahre seines Wirkens, diesen von keinem Bund, nur von seinem innersten Beruf gewählten „Jugendführer", diesen von keinem Konsistorium, nur von seinem Gewissen dazu bestellten „Jugendpfarrer".

In der Geschichte des BDJ. und der Jugendpflege bleibt er „Pastor Clemens Schultz". In den Herzen derer, die ihm nahe standen und ihn näher kannten, lebte und lebt er als Clemens Schultz der Mensch.

Leipzig Hans Weicker

Die Meistererzählerin Thüringens

Marthe Renate Fischer ist im 74. Lebensjahr am 17. Juli 1925 gestorben. Mit ihr ging eine bedeutende, deutsche Erzählerin dahin, die vor allem ihre engere Heimat Thüringen dichterisch gestaltet hat.

Im mittleren Saaletal, in den verkehrsabgelegenen Seitentälern, im Hochwald und zwischen Ackerflächen, auf Landstraßen und Fußpfaden, die nur der Ortsangesessene kennt, trat ihr das bunte Leben Thüringens bannend entgegen. Sie kennt gründlich die kleinen Häusler, die Tagelöhner, die Kleinhandwerker, die Heimarbeiterinnen, die Botenfrauen, die Landstreicher, die Strebenden und die Verlorenen, die Händler und die großen Bauern auf fürstlichem Besitz. Sie erlernte ihre Sprache, beherrscht die Mundarten der abseitigsten Ortschaften und belauschte mit geschärftem Ohr den Herzschlag des Thüringer Landes. Mit männlicher Seele haßt sie das Wehleidige und Verstiegene. Ihre Menschen sind nicht unterschieden in Schafe und Böcke. Bei ihr ist der Landmann ein Bauer und kein verkleideter Prinz oder Pflugscharphilosoph. Sie mildert weder, noch schminkt oder übertreibt sie. Ihr Humor befreit und drückt nicht auf die Tränendrüse. Überraschend klar erfaßt sie das Seelische im Manne. Sie ist gottgläubig; Frömmelei verachtet sie. Dem tückischen Bruder des Glaubens, dem Aberglauben, hat sie Kampf bis aufs Messer angesagt. Und sie weiß ihn in ihren Büchern zu führen, ohne lehrhafte Tendenz.

Aus der Mark hinein nach Ostthüringen weist die erste große Bauernerzählung „Die Aufrichtigen". Der Ton ist noch gebunden, das Schriftdeutsch herrscht vor. Aber schon bekundet die Handlung den sicheren Griff. Die einzig überlebende Tochter einer Bäuerin ist verwachsen. Das Leiden des Kindes unter den Händen einer ländlichen Engelmacherin greift der Mutter ans Herz, schmilzt ihren Stolz. Näher an Mittelthüringen heran rückt die Novellensammlung „Aus stillen Winkeln". In ihr steht „Die Fahnenträgerin", eine Meisternovelle. Herzensheiterkeit einer brustkranken Bäuerin überwindet die Schrecken des Todes. Die zweite Novellensammlung „Auf dem Wege zum Paradies" ist wurzelechtes Thüringen. Sie enthält ein Kleinod in der Prägung Meister Gottfrieds, des Staatsschreibers von Zürich: „Die Liebesüße", ein einziges Frühlingsgezwitscher. Der nächste Novellenband umschließt mit „Toska baut" und der „Kränzchenfrau" erstaunliche Gegensätze. Hier verhutzelte, schlaupfiffige, groteskknorrige Herzenswärme eines alten Weibleins, das neben seinem Haus fast wider Willen ein junges Glück miterrichtet, dort bitterfüße Wiederkehr eines Liebesverzichtes bei der Tochter einer unglückzertretenen Mutter.

Aus den großangelegten Romanen quillt ein Gestaltungsreichtum, der unerschöpflich scheint, ohne in Wiederholungen zu entarten. „Das Patenkind" geht mit blutender Seele als armes Gemeindeziehkind auf Distel- und Dornenwegen. Reiches Gerank halb verschollener Volkssitten überblüht den weitästigen Baum der geradlinig geführten Handlung. Eine spätherbstliche Atempause: der Skizzenband „Die letzte Station" sammelt Kraft zu Größerem. In Liebermannhafter Kleinzeichnung scheint die Sonne der Güte auf lebenzerzauste, wrackgewordene Hospitaliten. Wie ein Gewitter zieht der Roman „Die aus dem Drachenhaus" herauf, unstreitig eine der gewaltigsten epischen Dichtungen der letzten zwei Jahrzehnte. Die Geißel dörflichen Aberglaubens peitscht ein unverbildetes Naturkind durch finstere, mit Qual und Grausen erfüllte Jahre. Vor dem Ziel wird es unter der bleiernen Sohle des Schicksals zertreten. Mit heißen Augen dankte Marie von Ebner-Eschenbach der Verfasserin für das „schöne und fruchtbare Buch".

Diesem Roman der Magd, die sich zur Meisterin des Lebens nicht emporkämpfen durfte, folgte der Roman der Herrin: „Die Blöttnerstochter". Der glückliche Ausgang löst die Erschütterung weniger aufwühlend. Besitzharter Stolz einer reichen Hoferbin greift nach dem feingearteten Mann, ohne innerlich mit ihm zu verwachsen. Die Abkehr seiner Seele schlägt ihr Wunden der Erkenntnis, läutert sie zu magdlichem Frauentum. Der Glanz ihres gemünzten Goldes verblaßt der dörflichen Brunhilde vor der tieferen Leuchtkraft eines gefestigten Charakters. „Wir ziehen unsre Lebensstraße" umspannt eine ganze Dorfgemeinschaft engverflochten auf Gedeih und Verderb. Das Ende des Weges überflammt mit zuckender Helle und schattendem Dunkel der Weltbrand des letzten Krieges. Ein Werk reifer epischer Abgeklärtheit ist „Die kleine Helma Habermann", ein Roman mit tiefen Untertönen. Wirft der Oberstrom der Handlung — Eheverzicht zweier Jugendgefährten trotz des dazwischengestellten Kindes — sparsam schaumgekrönte Wellen, so bewährt der Unterstrom — zwei Ehen ohne innere Nötigung und doch voll wärmespendender Herdglut — die alte ziehende Kraft *).

Ihren Dienst am Menschentum hielt Marthe Renate Fischer mit den Gestaltungen freischaffender Dichtergaben nicht für erschöpft. Hinterlassen hat sie Aufzeichnungen für ein Buch über den „Thüringer Volksaberglauben", aus dem die Heilkunst, die Folkloristik und nicht zuletzt die forensische Psychiatrie wertvolle Anregungen empfangen werden. In jahrzehntelanger, selbstlos aufopfernder Forschertätigkeit hat sie die Bausteine dazu zusammengetragen; der Tod hat ihr nicht die abschließende Bearbeitung und Veröffentlichung gegönnt. Wir können nur hoffen, daß ihre lange Arbeit gerade an diesem Werk nicht vergebens war und daß es so oder so der Nachwelt zugänglich gemacht wird.

Erfurt Walter Bähr

Hat die Kirche eine soziale Aufgabe?

2. Die soziale Aufgabe der Kirche

Und die soziale Aufgabe der Kirche läßt sich aus dem Gesagten heraus auch sofort klar und einfach definieren.

In der Naturbedingtheit des sozialen Lebens liegt es begründet, daß es auch eine Wissenschaft von ihm gibt, die seine bedingenden Gesetze erforscht und ein fachmännisches Wissen von dem sozialen Leben verleiht. Diese Wissenschaft wird fortwährend soziale Probleme herausarbeiten und sie in immer fortschreitenden, aber stets hypothetischen Lösungen bewältigen. Mit dieser Wissenschaft auch nur im Allergeringsten zu konkurrieren, soziale Fachfragen anzufassen, soziale Probleme zu lösen, alles dies ist nicht und niemals die Aufgabe der Kirche. Davon soll sie ihre Finger so vollständig wie möglich lassen. Dabei würde die Kirche das Eine vergessen, um dessentwillen sie sich überhaupt nur für die soziale Frage interessiert. Gerade nicht bei diesem ihrem bedingenden Naturgrund kann die Kirche die soziale Frage überhaupt greifen, sondern genau am anderen Ende bei seiner regulativen Idee. Indem der Mensch nicht schon Person, sittliches Wesen ist, sondern nur in der sittlichen Selbstbeurteilung solches zu sein sich zur Aufgabe macht, die er nur schwer gegen sich selbst als Naturwesen durchsetzt, überträgt sich dieser Zwiespalt auch auf alle menschliche Tätigkeit. Die bedingende Naturgesetzlichkeit des sozialen Lebens fügt sich daher nicht harmonisch der regulativen sittlichen Idee, sondern es entsteht ein Kampf zwischen der natürlichen Lösung der sozialen Frage, wie wir sie schon oben unter dem Titel „Eigengesetzlichkeit" kennen lernten, und ihrer sittlichen Bewältigung. In diesem Kampf Führer zu sein, die soziale Frage als eine sittliche zu erweisen, zu zeigen, zu predigen, ins Gewissen zu brennen, das ist die soziale Aufgabe der Kirche.

*) Alles erschienen, 1894—1922 bei Bonz und Co., Stuttgart.

Die soziale Frage als eine sittliche zu vertreten — diese Definition der sozialen Aufgabe der Kirche klingt gewiß sehr gering und enttäuschend und umfaßt doch Unendliches. Man sagt vielleicht: Das haben wir doch schon immer gewußt, das ist doch nichts Neues. Natürlich, das Sittliche ist nie etwas Neues im Sinne des Menschen, der in der Jagd nach immer neuen Anregungen das Leben zu ergreifen meint. Aber dies ist gerade das Schlimme, daß wir das Sittliche schon längst immer gewußt haben, aber es nicht t a t e n. Wir wissen es immer nur als Formel und Begriff, nicht aber in seiner fordernden und richtenden Wirklichkeit. Darum wäre es dennoch geradezu eine völlige Umgestaltung der Kirche, wenn sie anfinge, mit dieser so einfachen sozialen Aufgabe, mit der Betrachtung der sozialen Frage als einer sittlichen, wirklichen Ernst zu machen. Es hieße, daß die Kirche überhaupt wieder anfinge, wirklich Kirche zu sein, wirklich eine Gemeinschaft von Menschen, die sich nicht nur gewisse Anschauungen und Begriffe angewöhnen, die sie dann neben ihrem wirklichen Leben her in sich tragen, sondern die gerade ihr wirkliches Leben nach diesen Anschauungen und Begriffen zu gestalten trachten. Es hieße, daß die Kirche überhaupt wieder anfinge, in dem tatsächlichen Leben ihren Platz zu suchen und von dem Glauben, der der Sieg über die Welt ist, nicht zu träumen und zu reden, sondern zu leben. Man wird in der Botschaft des Stockholmer Konzils eine solche Lebensregung der Kirche mit tiefer Bewegung wahrnehmen dürfen. In der wohltuend einfachen Herzlichkeit der Sprache, in der Offenheit des Schuldbekenntnisses, in der eindringlichen Selbstverständlichkeit der erhobenen Forderungen, in der umfassenden Brüderlichkeit des Aufrufs liegt es wie das Frühlicht einer neuen Kirchenzeit. Freilich „den Worten müssen nun die Taten folgen", wie der Thüringer Landesoberpfarrer in der Thüringer Lehrerzeitung" betont. Dabei wird die Kirche merken, daß sie die ganze gesammelte Kraft des Glaubens und der Liebe braucht, um die so „einfache" soziale Aufgabe zu erfüllen.

Wir dürfen fest davon überzeugt sein, so schlicht und selbstverständlich sie eigentlich ist, sie ist doch etwas Unerhörtes und Neues. Der Gedanke des Sittlichen, schon immer dem Menschen eine höchst fatale Zumutung, ist heute weithin ausgestorben. Unvergeßlich und die Situation blitzartig erhellend ist mir der Nachmittag, an dem auf der Spandauer Sozialen Pastorenkonferenz die führenden Männer der Arbeitgeberseite sprachen *). Der Gedanke des Sittlichen lag einfach gänzlich außerhalb des Gesichtskreises dieser Männer, die doch an entscheidender Stelle im sozialen Leben stehen. Sie kannten nur die harten Gesetze, die die Naturbedingtheit der Wirtschaft aufzwingt, und kannten daneben das Herz, dies im Grunde törichte Ding, das da allerlei Wünsche ans Leben hat, allerlei sentimentale Ansprüche ans Leben stellt, die man dann ja auch nach Erledigung von allem Sonstigen schließlich noch befriedigen kann. Von dem Stahl der sittlichen Forderung, der härter und unbeugsamer ist als die eiserne Naturnotwendigkeit, der nicht das Geringste zu tun hat mit irgendwelchen Bedürfnissen eines schwachen Herzens — davon zeigten diese Männer nicht die geringste Ahnung. In einem schrecklichen tatsächlichen Atheismus wurde hier der Mensch der irgendwie als letzter Endzweck gedachten Wirtschaft aufgeopfert. Und höchstens das „Herz" bekam ein paar Brosamen, die von dieses Götzen Tische fielen. Es ist wieder das Gespenst der Eigengesetzlichkeit, das hier umgeht und ganz naturgemäß die einzige wahre Autonomie, die es gibt, die sittliche, ausstreicht. Die Kirche aber muß hier den Geist des Verrates spüren, zu dem sie in unversöhnlichem Gegensatz steht.

Der Kirche erwächst die große Aufgabe, nicht Fachleute in Wirtschaftsdingen heranzubilden — das ist kirchlich ziemlich wertlos — sondern in ihrer Theologie und in ihrer Verkündigung der unheimlichen Verwirrung der Zeit zu Leibe zu gehen, indem sie die grundlegenden Dinge der Ethik scharf ans Licht stellt, die ethische Erkenntnis wieder in die klare Tiefe hineinführt, die sie bei Kant zum erstenmal gefunden hat, und dann auf Grund solcher klaren systematischen Einsicht mit ihrer Stimme einzugreifen in den geistigen Kampf der Gegenwart. Sie soll dagegen protestieren, daß auf Grund jenes Dogmas von der Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft Arbeiter u n d Unternehmer zu Naturwesen degradiert werden und die Wirtschaft aus einem dienenden Mittel für den Bestand der Menschheit sich zu einem götzenhaften Selbstzweck verwandelt. Dadurch wird die Kirche den Kampf gegen die Sünde führen, der ihr aufgetragen ist. Denn jene innerste Zerrüttung des Menschentums, in der es sich selbst und darum Gott verloren hat, das ist das Verhängnis, das über unserer Gegenwart liegt. Dagegen aufzuschreien mit aller Kraft der verzweifelten Liebe und des unbeugsamen Glaubens, dieser Dienst liegt in unserer einfachen Definition der sozialen Aufgabe der Kirche, und dieser Dienst ist nicht nur kirchlicher, sondern auch im höchsten Sinn heiliger und notwendiger als die Anstellung eines Sozialpfarrers als kirchliches Auskunftsbüro für nationalökonomische Fachfragen. Ratschläge zur praktischen Gestaltung sozialer Dinge wird auch ein guter Sozialpfarrer niemals geben können, dazu fehlt ihm bei allem angeeigneten Wissen die gründliche Praxis. Alles Einzelne muß und darf die Kirche Anderen überlassen, aber ihnen das Gewissen schärfen, das kann und das soll sie.

Mit der ernsten Betonung der sozialen Frage als einer sittlichen tritt die Kirche nicht nur in den Kampf mit dem atheistischen Geist, der die Unternehmerseite weithin zu beherrschen scheint, sondern ebenso mit der Brutalität, die so leicht in den Massen die sozialen Kämpfe regiert. An und für sich ist die Kirche ebensowenig wie ihr Herr dazu gekommen, Frieden zu bringen, sondern, wo es nottut, auch das Schwert. Der soziale Kampf an und für sich ist nicht das Unheil, er ist unumgänglich, solange die Erde steht. Aber indem die soziale Frage nicht nur in den geistigen Beziehungen der Menschen untereinander entsteht, sondern vor allem und zuerst einmal in der Verteilung der materiellen Existenzbedingungen wurzelt, erregt sie alle Instinkte des Selbsterhaltungstriebes und packt den Menschen als Naturwesen, lange ehe sie ihn als Menschen ins Gewissen trifft. Gerade auch auf der Seite der breiten Massen besteht von vornherein die Neigung, die soziale Frage als rein natürliche aufzufassen und die natürliche Lösung zu suchen: Klassenkampf, Diktatur des Proletariates. Auch nach dieser Seite wird also die Kirche, die ihre soziale Aufgabe versteht, ein ernstes Wort zu reden haben; freilich nach d i e s e r Seite jedenfalls nicht zuerst, vor allem nicht wie bisher immer a l l e i n nach dieser Seite. Und das Wort nach dieser Seite wird trotz seines unentwegten Ernstes ganz aus der Liebe kommen müssen, die nicht richtet und schilt, sondern die wirklich helfen will. Es muß nach dieser Seite hin aus dem Wort der Kirche alles Von-oben-herab-anpredigen verschwinden. Nur wenn die Kirche begreift, daß das Proletariat an und für sich so werden mußte, wie es heute ist, nur wenn sie sich wundert, daß es in ihm nicht noch viel schlimmer aussieht, als es uns heute vor Augen steht, nur dann kann sie wirklich nach dieser Seite hin reden, nur dann wird ihre Behauptung der sozialen Frage als einer sittlichen nicht als Hohn oder Geschwätz wirken.

3. D i e K i r c h e u n d d i e s o z i a l i s t i s c h e B e w e g u n g

Es erhebt sich an diesem Punkt sehr ernsthaft die Frage ob nicht die soziale Aufgabe der Kirche das Eintreten für eine ganz bestimmte soziale Gestaltung fordern kann.

In der Tat ist das Sittliche, wo es wirklich als solches, als tatsächliche Forderung, nicht nur als schöne Idee, er-

*) Vgl. Nr. 37/39 Sp. 855 f.

griffen wird, immer ein konkretes. Als unendliche Aufgabe erschöpft es sich zwar gewiß in keinem einzelnen Moment, aber es existiert für uns doch nur in einem fortgehenden Durchlaufen konkreter Momente. Fordern wir, daß die soziale Ordnung vom Sittlichen aus gestaltet werde, so ist das entweder ein hübsches Wort, das die faktische Wirklichkeit ihrer „Eigengesetzlichkeit" überläßt; oder wir meinen es ernst, dann beziehen wir das Sittliche auf die konkrete Wirklichkeit und müssen sofort im Namen des Sittlichen konkrete Widersprüche und konkrete Forderungen anmelden. Demnach ist es nicht von vornherein von der Hand zu weisen, daß die Kirche ein ganz bestimmtes aus der Zeit für die Zeit entworfenes soziales Programm zu dem ihren macht. In der heute ganz allgemein verbreiteten grundsätzlichen Scheu vor einem solchen Schritt ist nicht eine Hochhaltung der „heiligen Überweltlichkeit des Evangeliums" zu erkennen, sondern nur die aus vier Jahrhunderten ererbte Scheu der Kirche, auf Biegen oder Brechen Ernst mit dem zu machen, was sie in Worten offiziell vertritt. Wenn wir das Geschlechtsleben vom Sittlichen aus geregelt haben wollen, so lassen wir ja doch auch nicht die heilige ewige Forderung hoch über einer ganz andersartigen Praxis schweben, sondern verlangen ganz konkrete Dinge: Reinhaltung von der Dirne, eine ganz bestimmte Form der Ehe usw. Und im sozialen Leben soll es genügen, wenn wir von den Höhen einer undefinierbaren Gerechtigkeit und Liebe herab zusehen, wie in concreto die Zustände von unerhörter Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit sind? Nein, entweder wir sind mit den Vertretern der Eigengesetzlichkeit praktisch Atheisten und sehen dann in der Forderung der Gerechtigkeit nur eine sentimentale Herzensregung, oder wir machen Ernst mit dem Gott, der heilige Güte ist, dann haben wir Vollmacht und Pflicht, sehr bestimmte Dinge zu verwerfen, sehr bestimmte zu fordern. Dann aber kann unser Wollen sehr wohl eine zeitweise Verbindung eingehen mit einem sozialen Programm der Zeit. Ob es das tut, wird Sache einer ernstlichen Prüfung sein müssen, jedenfalls aber sollte die Kirche denjenigen ihrer Diener danken, die diese Frage bejahen und dadurch weithin wieder klar zeigen, daß die Kirche nicht in wesenlosen Träumen schwelgt, sondern in der konkreten Wirklichkeit mit ihrem Glauben Ernst machen will.

Hierbei mag ein Irrtum berichtigt werden, der seltsam weit verbreitet ist, der Irrtum, als ob der eigentümliche welt- und wirklichkeitsabgewandte Zug der lutherischen Kirche in der lutherischen Reformation selbst seinen Ursprung habe. Das ist offensichtlich nicht der Fall. Er ist vielmehr die Wunde und die Verstümmelung, die Luther selbst an sich und seiner Reformation hat geschehen lassen müssen, um wenigstens das neue Verständnis des Evangeliums selbst durch den Kampf der Zeit hindurchzuretten. Wie bei Luther vielmehr Religion und Sittlichkeit nur die beiden Seiten derselben Sache sind, so kennt er zunächst keine Religion, die nicht sofort die gesamte Welt als ihren großen Dienstbereich ergriffe. Die Schriften Luthers bis zu dem verhängnisvollen Jahr 1525 atmen diesen Geist einer Glaubenszuversicht, die auf die Welt nicht verzichten kann und will. Ja Luthers „soziale Botschaft", die Schrift an den Adel, ist von der Bielefelder Kundgebung durch Volkstümlichkeit und rückhaltlose Offenheit sehr vorteilhaft unterschieden. Sie nennt Schlag für Schlag konkrete Dinge. Aber in dieser Tatsache liegt es schon klar, daß sie eben damit noch nichts war für eine Welt, der nach 400 Jahren selbst die zahmen Töne von Bielefeld noch weithin auf die Nerven fallen. In der Not seines übermenschlichen Kampfes hat sich Luther dann zurückgezogen in die feste Schanze der Trennung von Weltlichem und Geistlichem. Diese Trennung in ihrer falschesten Form ist das verhängnisvolle Erbe der evangelischen Kirche geblieben bis heute. Der Normaltyp unserer Kirchgänger, der Sonntags eine Stunde lang geistlich und fromm ist und eben darum in der Woche um so ungezwungener weltlich, ist ein trauriges Zeugnis dafür.

Doch zurück zur Sache selbst. Die Teilnahme an einem konkreten Lösungsversuch der sozialen Frage ist an sich nicht eine Herabziehung des Evangeliums, sondern kann ein Versuch sein, mit ihm Ernst zu machen. Daß das heutige soziale System auf jeden Fall nicht die positive Anteilnahme der evangelischen Kirche erwecken kann, ist ohne Weiteres klar. Ist etwa der Sozialismus ein Lösungsversuch, dem die Kirche trotz seiner offenkundigen Bedingtheit doch eben wenigstens bedingt, d. h. für jetzt, zustimmen könnte oder sollte? Der Sozialismus, der in seinen Anfängen gerade aus der durchaus naturhaften Betrachtungsweise der Welt bis hin zu ihren menschlich geschichtlichen Erscheinungen erwachsen war und intellektuell noch heute in ihr wurzelt, befindet sich in einer Krisis, seit er sehr praktisch am eigenen Leibe erfahren hat, wie wenig Verlaß auf die Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft ist. Sie sollte ja mit naturgesetzlicher Sicherheit das goldene Zeitalter des Sozialismus von selbst bringen, aber sie hat es nicht gebracht und wird es nicht bringen. Um so stärker aber wird sich im Sozialismus dieses Erwachen regen, das diesen intellektuellen Unterbau der sozialistischen Bewegung als verfehlt und praktisch wie theoretisch widerlegt erkennt und sich dann auf die eigentlichsten Wurzeln des Sozialismus besinnt und sie in den einfachen Worten: Gerechtigkeit! Brüderlichkeit! also in *sittlichen Begriffen* findet. Damit wird dann eine Lage geschaffen, die die Kirche in ernste Überlegungen bringen muß.

Da der heutige Kapitalismus auch bei seinen eigenen Verteidigern sich im Wesentlichen nicht auf sittliche Gedanken beruft, sondern auf die Eigengesetze der Wirtschaft, der Sozialismus aber mehr und mehr erkennt, daß er seine innerste Triebkraft im Sittlichen finden muß, wenn er nicht kapitulieren oder Bolschewismus werden will, so entsteht tatsächlich die Frage, ob dann nicht die Kirche ganz von selbst in eine natürliche Bundesgenossenschaft mit dem Sozialismus gewiesen ist. Der geschichtliche Werdegang der sozialistischen Bewegung hat diese freilich in einen scharfen Gegensatz zur Kirche gebracht und, was schlimmer ist, mit antichristlichen Einflüssen durchtränkt. Das wird von beiden Seiten her schwer zu vergessen sein. Aber wenn einmal das Christentum entgegen der dialektischen Theologie in der wirklichen Welt etwas ausrichten will und in seiner fortschreitenden Verwirklichung auch stets zu konkreten Forderungen und Gestaltungen führen muß, die sich natürlich grundsätzlich irgendwie mit derzeitigen Gedanken und Formen auseinandersetzen müssen — ist dann der durch und durch atheistische Kapitalismus der Gegenwart oder der von sittlich-religiösen Motiven mindestens in seinem inneren Wesen getriebene Sozialismus der dem Christentum entsprechende Bundesgenosse? Diese Frage mindestens muß gestellt werden. Eine Antwort, die weitere Kreise zu überzeugen vermag, wird man heute schwerlich schon geben können.

4. *Soziale Grundforderungen der Kirche*

Dagegen scheint mir mit einiger Sicherheit angebbar, welche Grundforderungen die Kirche ganz positiv in der sozialen Frage wird erheben müssen auf Grund ihrer Erfassung der sozialen Frage als einer sittlichen.

Das Analogon des sozialen Lebens in der Natur ist, wie wir sahen, beherrscht von zwei Gesichtspunkten. Einmal ist das Lebensgut unmittelbar im Erfolg der Leistung mitgegeben; anderseits ist eben dadurch die direkte Kraftvergleichung, der „Kampf ums Dasein", das natürliche Verteilungsprinzip. In dem ersten zeigt sich der rein natürliche Charakter der erstrebten und gewährten Güter, in dem zweiten die Gleichgültigkeit der Natur gegen das Individuum als solches. Auch der Mensch als Naturwesen gehört in diese soziale Ordnung der Natur mit hinein. Die größere Kompliziertheit der menschlichen Kräfte und der

menschlichen Bedürfnisse, wie sie z. B. in der Arbeitsteilung zum Ausdruck kommt, ist an sich durchaus noch keine Überschreitung dieser Stufe. Es sind dabei an sich immer noch Leistung und Gut grundsätzlich miteinander verbunden, wenn diese Verbindung auch praktisch erst durch umständliche Tauschwege zu Stande kommt. Erst mit dem sittlichen Gedanken der Person ist die spezifisch menschliche Stufe erreicht. Für die Person ist aber nicht mehr der Sinn einer Leistung in dem dadurch erlangten Lebensgute erschöpft. Nun liegt der Sinn einer Leistung in ihr selbst, abgelöst von jedem Lohn, und ebenso hat das leistende Individuum als solches Anspruch auf die notwendigen Lebensgüter, abgesehen von der jeweiligen Einzelleistung. Das Pfarramt etwa, das seinem Inhaber von vornherein das Lebensnotwendige garantiert und Art und Maß der Leistung seiner freien sittlichen Entscheidung überläßt, ist ein praktisches Beispiel echt menschlicher Lebensstufe. Auf ihr kann und darf der Antrieb zur Leistung nicht mehr unmittelbar in einem notwendigen Lebensgut liegen, sonst wird der Mensch in seiner Leistung auf die naturhafte Stufe herabgedrückt. Die Arbeit ist menschliche Arbeit nur, sofern sie nicht als bloße Notwehr gegen das Verhungern getan wird, sofern der Mensch nicht mehr sagt: ich muß arbeiten, sondern sagt: ich soll arbeiten. Sobald uns das als klare sittliche Forderung für das Menschenleben feststeht, ist die Not des Proletariers unsere Not. Denn das ist das Wesen des Proletariers, daß er wie ein bloßes Naturwesen von der Hand in den Mund lebt, daß er arbeitet nur zur Notwehr gegen das Verhungern, rein um der unentbehrlichsten Existenzmittel wegen, daß er als Mensch im Kern seines Lebens, in seiner Leistung, eine typisch untermenschliche Stufe innehält. Das liegt nicht an seiner persönlichen Minderwertigkeit, sondern an seinem Dasein als Proletarier. Und alle schönen Reden von dem sittlichen Wert der Arbeit sind so lange gänzlich wertlos, ja pharisäisch, solange die soziale Lage das Proletariat auf einer untermenschlichen Daseinsstufe festhält, auf der die Arbeit keinen sittlichen Wert haben *kann*.

Die Kirche hat mit sittlicher Notwendigkeit eine grundsätzliche Änderung der Lage des Proletariats zu fordern. Wie diese erfolgen kann, das vor der Aufstellung der Forderung zu sagen ist so wenig ihre Aufgabe, wie es überhaupt dem Sittlichen nicht einfällt, sich seine Geltung erst von dem Nachweis seiner praktischen Möglichkeit zu erborgen. Es gilt hier wie überall, wo Sittliches in Frage kommt, das ja immer das Übernatürliche also auch das Unmögliche ist, „mit der Forderung des Unmöglichen das Mögliche aus den Angeln zu reißen". Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Und noch immer hat der Stab des Gehorsams gegen Gottes Forderungen selbst aus harten Felsen Wasser geschlagen. Aber die Kirche muß diesen Willen und diesen Gehorsam mit aller Klarheit und Unbeugsamkeit wecken, indem sie es unüberhörbar feststellt: Die Lage des Proletariers ist sittlich betrachtet untermenschlich.

Damit verbindet sich ein Zweites. Wenn auf naturhafter Lebensstufe das natürliche Lebensgut der Leistung unmittelbar korrespondiert, ist das leistende Individuum mit seiner Leistung identifiziert, auf die Stufe einer Sache herabgedrückt, von der die Leistungen bloße Eigenschaften sind. Sobald man auf diese Leistungen Wert legt und sie dementsprechend durch Gewährung des entsprechenden Lebensgutes für sich ausnutzt, wird das Individuum Ware. In diesem Sinne sind uns die Tiere Ware, die einen Preis haben, entsprechend ihren rein eigenschaftlichen Leistungen. Sobald man daher auch beim Menschen Lebensgut und Leistung unmittelbar verknüpft, ist auch der Mensch Ware geworden und das Lebensgut der Preis für seine käuflichen Leistungen. Dabei ergibt sich ein innerer Zusammenhang mit dem vorher Besprochenen, ist sogar nur seine andere Seite. Indem die Leistung untermenschlich wird, nicht mehr sittliche Tat, sondern natürliche Selbsterhaltung, wird sie zugleich käuflich und damit das leistende Individuum Ware, so wie es wiederum schon in der Degradierung seiner Leistungsbedingungen aufhörte, als Person geachtet zu werden. Beides wirkt zusammen. Und es ist nur die andere unerträgliche Seite an der Lage des Proletariers als solchen, daß er Ware ist, Ware, deren Preis je nach der Konjunktur wechselt, Ware, für die es ebenso brutal und kalt einen Absatzmangel geben kann wie für Nähmaschinen oder sonst etwas.

Sobald man die soziale Frage als eine sittliche auffaßt, wird man hier das eigentliche Gift des Lohnproblems sehen müssen. Und hier wird die Kirche die sozialistische Bewegung besser verstehen müssen, als sie selbst sich versteht. Nicht dies ist am heutigen Lohnsystem das Schlimme, daß der Arbeiter wenig Geld bekommt, nicht einmal dies ist sein Kern, daß der Lohn das Existenzminimum kaum erreicht, sondern dies ist der springende Punkt, daß hier Menschen und menschliche Leistung gekauft und verhandelt werden. Proletariat und Prostitution haben irgendwie einen erschreckend ähnlichen Zug im Gesicht. Hier hat die Kirche wiederum rücksichtslos und unerschütterlich Änderung zu fordern, nicht aus mitleidigem Herzen wegen allerlei äußerer Not, sondern einfach aus der ganz primitiven Achtung vor der Würde Jedes, der Menschenantlitz trägt. Hier liegt auch der Punkt, an dem alle Erziehungsarbeit am Proletariat scheitert, der letzte Grund dafür, daß es vielfach so „genußsüchtig" „ohne Sparsinn" „tierisch" usw. ist. Alles moralische Reden hilft hier nicht, solange der Herd der Krankheit nicht beseitigt ist, aus dem sie immer wieder unaufhaltbar hervorbricht: die Erdrosselung der sittlichen Persönlichkeit in einer untermenschlichen Existenz.

Wie sich nun wieder die Forderungen nach einer grundsätzlichen Änderung der Lage des vierten Standes praktisch spezialisieren, das zu sagen, wäre hier zu weitgehend und ist auch nicht mehr Aufgabe der Kirche. Die Kirche hat alle Kraft anzuspannen, wenn sie das ganz Einfache tun will, nämlich die soziale Frage jederzeit und überall als sittliche erkennen und vertreten. Auch jedem Einzelnen von uns erwachsen damit Aufgaben genug für unser Leben und den Kreis, in dem wir stehen. Ihre Erkenntnis und Erfüllung muß Sache jedes Einzelnen selbst sein und bleiben. Hier waren nur die systematischen Grundlinien zu ziehen: diese undankbare Aufgabe des Systematikers, mit deren Erfüllung er seine Zuhörer immer unbefriedigt läßt, weil sie im Grunde natürlich schon immer alles gewußt haben. Denn Systematik ist nun einmal nicht Erfindung glänzender Neuheiten, sondern Selbstbesinnung auf das Einfache, das Jeder schon besitzt. Und doch: erkennt und vollbringt die Kirche die soziale Aufgabe, so wie sie hier skizziert worden ist, dann dürfte man später einmal mit unserer Gegenwart mindestens einen neuen Paragraphen der Kirchengeschichte beginnen.

Bobeck *Werner de Boor*

Splitter und Balken

Antworten aus dem Leserkreise auf die Frage Nr. 35/36 Sp. 770

5

Wie manches Wort Jesu, so erhellt auch das Wort vom Splitter und Balken eine bestimmte begrenzte, aber immer wieder vorkommende Situation. Es handelt sich hier um Ich und Du, mich und den Nächsten. Im natürlichen Verhältnis ist es Regel, daß das Ich die eigene moralische Qualität im rosigen, die moralische Qualität des Andern im trüben Licht sieht. Es glaubt sich im Rechte, ihn strafen, richten, zurechtweisen zu können, während objektiv betrachtet das Verhältnis umgekehrt liegt. Jesus drückt sich nach Art des Propheten absolut aus, d. h. als ob das *immer* so sei. Der Wirklichkeit kann aber oft ein anderer Sachverhalt entsprechen. Darum scheint es mir unberechtigt zu sein, den Spruch so zu verallgemeinern, als müsse nun Jeder, der Christ sein wolle, im eigenen Auge stets den Balken und im Auge des Andern stets den Splitter wissen.

Wer von uns Menschen ist übrigens imstande, den Splitter im Ernst vom Balken zu unterscheiden? Bei einer vertieften, gesinnungshaften Sündenbeurteilung haben wir weder Einblick noch

Maßstab, um hier sicher abzuwägen. Gibt es überhaupt Qualitätsunterschiede in der Sündhaftigkeit? Ich meine, das ist vom Protestanten zu verneinen. Was ist also Splitter, und was ist Balken? Diese Bewertung steht allein Gott zu. Und das macht das Wort so ernst, daß wir nie wissen, ob bei uns der Splitter oder der Balken ist, wenn wir dem Nächsten urteilend gegenüberstehen.

Soll uns diese Sicherheit aber hindern, den Versuch zu machen, den Splitter (oder Balken; wir wissen es ja nicht) aus dem Auge des Andern zu ziehen, d. h. ihn seine Sünde erkennen zu lehren und sie bekämpfen zu helfen? Ich glaube nicht. Das Christendasein ist nicht selige Ruhe oder weiche Duldsamkeit, sondern Kampf mit allen Mitteln gegen die Sünde. Dabei ist es ein ernstes Problem — welches hier nicht erörtert werden soll —, daß man wirklich die Sünde bekämpft und nicht unter dem Deckmantel der Sünde, was Einem zufällig nicht paßt. Aber Kampf gegen die Sünde sowohl in sich als in Andern! Und das ist — scheint mir — der die besondere Voraussetzung überschreitende und immer gültige Sinn des Wortes: uns zu warnen vor der Gefahr, die Sünde bei Andern zu bekämpfen, als ob sie bei uns nicht vorhanden wäre, wo sie doch, wenn es auch nach menschlichem Urteil nicht so scheint, nach göttlichem Urteil viel stärker und fluchwürdiger als im Nächsten in uns selber sein kann. Darum ist Kampf gegen die Sünde im Andern nur dann nicht Heuchelei, wenn er den Kampf gegen die eigene Sünde zur Voraussetzung hat. Es muß sein ein Kampf in Demut.

Noch komplizierter aber wird die Anwendung, wenn das Wort angewandt werden soll auf das Verhältnis soziologischer Gebilde zueinander: Familie, Kirche, Staat, Volk, Partei. Daß für Christen das Wort auch hier gilt, steht mir außer Zweifel — es gibt keine Doppelmoral. Kompliziert ist die Anwendung deshalb, weil die Mannigfaltigkeit der Umstände und Lagen eine tausendfach mögliche und nicht abstrakt nachkonstruierbare ist. Darum ist in einer ethischen Betrachtung auch nie das Letzte zu sagen, da dieses in seiner Besonderheit immer als Reaktion des Gewissens auf eine besondere konkrete Situation entdeckt werden muß. So ists auch mit dem Spruch vom Splitter und Balken.

Weiter wird die Erörterung kompliziert dadurch, daß — wir wollen beim Beispiel der politischen Beziehungen bleiben — nicht ein zweifaches, sondern ein dreifaches Verhältnis vorliegt. Wenn ich mich gegen Schäden im eigenen und beispielsweise im französischen Volke wende, so habe ich es zu tun mit mir, mit dem deutschen Volk und mit dem französischen Volk. Das deutsche Volk nimmt eine Zwischenstellung im Grad der ethisch zu bewertenden Fernheiten ein. Es ist im Verhältnis zu mir ein Nächstes, im Verhältnis zum französischen Volk mein eigenes Volk. Das Wort von Splitter und Balken gilt also sowohl zwischen mir und meinem eigenen, wie auch zwischen meinem eigenen und dem französischen Volk. Ich habe nur dann ein Recht, die Sünde meines Volkes ihm vorzuhalten, es zu strafen und dadurch zur Besserung anzuleiten, wenn ich mich selbst unter der Sünde weiß nud sie als meine Last bekämpfe. Nicht wie man es in zahlreichen politischen Versammlungen von rechts und links hören kann, daß ein Redner unter dem Beifall der Versammlung den „Deutschen" schlecht macht, verhöhnt, herabsetzt wegen seiner Dummheit, Schläfrigkeit, Tölpelhaftigkeit, Unnationalität und Unmoralität, während Redner und Beifallsschreier sich von diesen Sünden ausnehmen. Nichts ist widerlicher als dies — um einen Grad widerlicher, wenn es in „nationalen" Versammlungen geschieht. Splitter und Balken! Kritik am eigenen Volk ist nur dann echt, wenn sie geschieht unter Voraussetzung des Kampfes gegen dieselben Sünden an sich selbst und — in der schmerzvollen Liebe zum eigenen Volk, das in diesem Falle unser Nächster ist.

Und im Kämpfen der Völker untereinander, wer will da sagen, wo der Splitter und wo der Balken ist? Zwar ist es da allgemein üblich, den Splitter im eigenen Auge, ja den nicht einmal, und den Balken im fremden Auge zu sehen. Das ist für Christen ganz unmöglich; damit diente er seiner eigenen Nation schlecht. Gewiß Kampf gegen die Sünde jenseits der Grenzen! Gegen nationale Überheblichkeit, Unterdrückung der Minderheiten, soziale Übelstände, Mißbrauch der Gewalt an den Grenzen und nationalistische Verhetzung. Aber nur, wenn ein Volk dieselben Sünden innerhalb der eigenen Grenzen bekämpft. Es ist schlechterdings unmoralisch, derartige Übelstände im eigenen Volk zu übersehen, ja zu unterstützen und zu fördern und sie im fremden Volk zu richten. Auch hier Voraussetzung für den Kampf gegen die Sünde im fremden Volk der Kampf gegen die Sünde im eigenen. Und so nur wird sie von Wirksamkeit sein.

Die übliche Presse tut das nicht, aber die Christliche Welt, weil christliche Welt, bemüht sich, es zu tun. W

Zum psychologischen Verständnis von Religion und Magie

3. Das System der religiösen Beziehungen

Die Wendung zur Religion läßt sich daher sehr wohl als eine wesensnotwendige begreifen, notwendig eben für denjenigen Menschen, der inne geworden ist, daß der Zweck des Seins nicht in der sinnlich erfahrbaren Wirklichkeit gegeben ist. Wie immer auch des Näheren die Wendung ausgeführt werden mag; wie immer der religiöse Mensch im Einzelnen die übersinnliche Wesenheit, deren Kräfte er bei dieser Wendung spürt und gewinnt, schaut und vorstellt; wie unzulänglich auch immer Idee und Begriff vom Göttlichen und seiner Einwirkungsweise sein mag: es ist das Wesentliche der Religion, daß der Mensch als Individuum oder als Gesellschaft den unmittelbaren Zusammenschluß mit der anderen, in ihm selbst anklingenden Seinshälfte findet, erfährt, erlebt. Er geht auf die Schwingung des Apriori ein, das er in der wesenhaften Beziehung seiner selbst zu einem unbekannten Kraftzentrum unsinnlicher Art empfindet. Er strebt lediglich in den Rhythmus dieses Kraftzentrums hinein, dessen Beziehung zu sich er als eine Art Verwandtschaft ermißt. Dieser Art ist sein Verhalten von der präanimistischen Mana- und Mulungu-Religion und der animistischen Haltung gegenüber naturhaft betätigten Kräften bis hin zur höchsten Religionsform. Er findet dabei, daß die unsinnliche Kraft, wiewohl überlegen, fern, sogar andersartig, dennoch ihm so wesensnahe ist, daß die Kluft überbrückt werden kann und soll. Daher die mannigfachen Gleichsetzungen, die er vornimmt mit Tieren oder pflanzlichen Bildungen oder Dingen, indem er deren wesenhaftes Teil wie sein eigenes in dem unsinnlichen Moment erblickt, das sich ihm im Affekt seiner staunenden Überwältigtheit in seinen begonnenen Wahrnehmungsprozeß hineindrängt.

So schaltet sich der religiöse Mensch kraft seines religiösen Verhaltens zu einem kleinen Teile der Umgebung, d. h. zu dem dahinter gewahrten unsinnlichen Kraftfluidum, in die Schwingung eines neuen Rhythmus, in einen neuen übergreifenden Beziehungskomplex ein. Der Genosse eines Totemklans hat selbst am Wesen seines Totems Anteil; schon von Hause aus sind die Glieder der totemistischen Verbände im Besitz jener spezifischen Totemkraft, die der übersinnlichen Machtsphäre zugehört, welche von den verschiedenen Totemkräften des Volksstammes gebildet wird. Der Indianer, der zum Wakonda in inniger Beziehung steht, wird selbst Wakonda. Auf der höheren Stufe sittlicher Religion wird das Wesen des Menschen durch die Einschaltung in den göttlichen Beziehungsstrom so stark beeinflußt, umgeändert, daß er nunmehr von selbst ein ganz neues Gebaren an den Tag legt: er befindet sich jetzt im Stande der Gnade, die in ihm wirkt. Die göttliche Kraft wird „in dem Schwachen mächtig", schafft ihn um, bringt die Wiedergeburt zustande. Sein Wesen ist nicht nur ergänzt, es geht wahrhaft der Vollendung entgegen, der Vergöttlichung — — — er ist tatsächlich neue Kreatur.

Religion ist Beziehung zwischen dem Menschen, dem menschlichen Verbande zunächst und dem Individuum hernach, und der unsinnlich-göttlichen Sphäre; sie ist Bestimmtheit der Zuständlichkeit in der Richtung von einem überlegenen übersinnlich-unsinnlichen Geistigen her. Einbegriffen ist in ihr das Empfinden, daß die Welt in ihrem bloßen Sosein keine Stätte der Befriedigung des Ichbewußtseins ist, daß das Ich des menschlichen Verbandes und des Individuums in seinem bloß natürlichen Sosein der Ergänzung, Auffüllung, Sinnbegabung durch jenes Überlegene, Unsinnliche notwendig bedarf, daß also die Welt als ganze und das Ich als ihr Teil nach einer Sinnbegabung, die nur aus dem Unsinnlichen stammen kann, verlangen und sie auch gewinnen.

Diese Sinnbegabung und Auffüllung des Ich heißt in der religiösen Sprache das Heil oder die Seligkeit, und die Sinnbegabung der Welt heißt Weltziel, Himmelreich und Eschatologie. Das ist allgemein-religiös. Es muß aber betont werden, daß dieses Empfinden des Mangels an Zulänglichkeit und Sinnmäßigkeit von Welt, Leben und Icherfistenz nicht erst auf dem Boden der monotheisti-

schen Religion, sondern nicht minder auf dem der polytheistischen und der primitiven Religionen in verschiedener Aussprache und Symbolik hervortritt. Immer sehen wir in der Geschichte der religiösen Psyche dasselbe, was uns die Eigenbesinnung zeigt, daß es nämlich die Erschau von besonderen über das Gewöhnliche hinausgehenden Kräften ist, welche zur Religion auffordert, zur Religion führt, oder daß der Hinweis auf diese Kräfte das Mittel ist, Religion bei Anderen hervorzurufen.

Wie des Menschen Verhältnis zur äußeren Welt durch die religiöse Einstellung im Grunde geändert wird, so können, ja müssen auch die äußeren Verhältnisse des Lebens von der schöpferischen Kraft des göttlichen Beziehungsstromes ergriffen werden. Denn es geht nun einmal nicht an, Körper und Geist so zu trennen, daß der eine Teil eine wesentliche Änderung erfährt, ohne daß eine korrelative Veränderung im anderen eintritt. Solche Annahme, so gewöhnlich sie auch sein mag, steht nicht in Einklang mit all unseren Erfahrungen von der psychophysischen Wechselwirkung und von der Ichtotalität unseres Seins. Daher sind auch die Beziehungen des äußeren Lebens, die äußerlichen Bedingungen der Existenz des Menschen als geistleiblicher Einheit in die Segnungen der Religion einbegriffen. Die Stellung des Menschen zu seiner Umgebung und in ihr wird durch die religiöse Beziehung zum Unsinnlichen nicht minder neu als die Ichheit selbst. Als Einschaltung in den unsinnlichen Beziehungsstrom bedeutet die Religion ähnlich wie die Kunst, wie der Mythus und wie das theoretische Welterkennen eine besondere Art der Erfassung der Wirklichkeit und, soweit sie wissentlich geübt wird, ein besonderes Bemühen, der Wirklichkeit Herr zu werden.

Auf den meisten religiösen Stufen naht sich der Mensch zu diesem Zwecke dem Göttlichen mit Opfern. Der Sinn des Opfers läßt sich allgemein dahin angeben, daß der Mensch dadurch ebenso wie durch das Essen des Gottes die göttliche Kraft für sich erlangen will. Daran schließt sich die Opferung des Gottes selbst als eine nicht seltene Abart. Sie bedeutet nicht Zerstörung des Gottes, sondern vielmehr seine Erneuerung und Verjüngung, Ersatz des altgewordenen Gottes durch einen jungen, kräftigeren, zukunftssicheren. So greift schon in primitiven Verhältnissen der Mensch selber gestaltend und schöpferisch in die göttliche Sphäre ein. Er ist beim religiösen Verhalten hochgradig aktiv und nicht allein rezeptiv, er bestimmt, ändert, verstärkt, erneuert das Göttliche seinerseits je nach Bedarf. In der Schwingung des Rhythmus des seelenvollen, unsinnlichen Lebens arbeiten Sonanz und Resonanz miteinander. Wechselbeziehung ist ihr Kennzeichen. Das Unsinnliche schwingt seinen Rhythmus in den Menschen hinein, und der religiöse Mensch läßt ihn in sich mittönen und mitschwingen, überzeugt, daß er an seinem Teile dadurch das Unsinnliche stärkt und fördert, das Leben und Tönen des Göttlichen steigert.

Ein Verhalten wie dieses schlägt jedoch leicht in Magie um, ja es ist schon magischer Art. Der Opferer, der den Gott für seine menschlichen Ziele aktiv interessieren will. der Totemist, der Totemtier und -pflanze zum Gedeihen bringen will durch seine Mbatjalkatiuma-Zeremonien, hat damit die Grenze des rein religiösen Verhaltens überschritten.

4. Der magische und der religiöse Mensch

Wenn der Mensch das inne gewordene apriorische Sein willkürlich abzuändern strebt, statt einfach das in der Innenschau aufleuchtende Apriori zu bejahen und sich mit ihm in eine wesenhafte Verbindung zu setzen, begibt er sich auf den Pfad der Magie. Magie setzt dort ein, wo der Mensch die unsinnlichen Kräfte „rational" anwendet, wo er sie irgendwie nach Erfahrung und Vernunft beurteilt, wo das Apriorische in ein Aposteriorisches verkehrt wird, und zwar ohne eigentliche voraufgehende Aposteriori-Prüfung, mit der Absicht auf einen übernatürlichen Effekt auf das Natürlich-Sinnliche. Wie denn auch folgerecht eine Art magischer Wissenschaft, ein technisches System der Magie ausgebildet wird.

Nur irrtümlich wird öfters Magie der rationalen Welteinstellung entgegengesetzt, weil sie der rationalen Einstellung des erkennenden Menschen nicht gemäß ist. Richtig daran ist soviel, daß Magie nicht ausschließlich und nicht in erster Linie, nicht in ihrer wurzelhaften Keimung rational ist. Wohl aber ist sie durch und durch rational in ihrer Verwendung, im System ihrer Technik, das, mehr oder weniger ausgebildet, vom magischen Menschen benützt wird. Ihre wurzelhafte Anschauung ist ebensowenig rational wie die der Religion. Auch die Magie beruht auf einer intuitiven Erkenntnis von Kräften und Kraftzusammenhängen. Diese Intuition stellt sich in der der Magie sich zuwendenden Seele auf die Art der primitiven Komplexität ein, d. h. Ich und Welt, Ich und Du, überhaupt Ich und Nichtich werden nicht scharf geschieden. Dafür ist zumeist eine starke Ich-Bestimmtheit oder Ich-Zentrizität die Ursache, eine einseitige Zentralisierung aller Dinge ums Ich, derart, daß alles in den Ichkomplex hineingezogen wird. Die Natur ist für den Primitiven keine feste Ordnung, wie er ja überhaupt keine rein objektive Ordnung kennt. Der Begriff eines regel- und gesetzmäßigen Kosmos fehlt. Stattdessen ist die Natur mystisch erfühlt, nicht als ein Inbegriff von gesetzmäßigen Abläufen, sondern als ein zum Menschen, zum menschlichen Verbande, zum Klan, zum Stamm usw. in mystisch-unsinnlicher Beziehung stehender Komplex von Vorgängen, der sich je nach dem Verhalten des Menschen zu ändern mag und ändern wird. Die mystische Bezogenheit, welche zwischen der Natur oder einem bestimmten Ausschnitt Natur und dem menschlichen Verbande angenommen wird, bringt eine beiderseitige Entsprechung mit sich.

Diese primitive Mentalität, die allenthalben, wo Magie geübt wird, wirksam ist, ist der Grund dafür, daß bei Völkern, welche diese Mentalität besitzen, so leicht Religion und Magie miteinander verwoben sind und daß Religion so leicht in Magie umschlägt und Magie geradezu als Wechselbalg der Religion erscheint. Besondere Schwierigkeit bietet für die Bestimmung des Verhältnisses der beiden Größen der Umstand, daß auch in der religiösen seelischen Haltung die narzistische Ichbezogenheit der Außenwelt statt hat, woraus wieder ersichtlich ist, daß nicht schon die Phänomenologie der psychischen Funktionen an sich, sondern erst die der Motive erkennen läßt, ob im einzelnen Falle religiöse oder magische Verhaltungsweise vorliegt.

Ein Durcheinander ist schon in jenen Bräuchen festzustellen, von denen zuvor die Rede war, den auf Jagd und Beute bezüglichen Riten, ebenso wie, um ein Beispiel aus anderer Religionsschicht anzuführen, in den Zeremonien, welche die ägyptischen Priester bei Absolvierung der Stundenliturgie ausführten in der Absicht, dem Sonnengotte bei seiner Bahn durch die ihm gefährliche Unterwelt gegen seine Feinde behilflich zu sein. Obwohl der magische Charakter deutlich ist, läßt sich oft die Grenze gegen die religiösen Kultmomente nur mit großem Bedacht ziehen. Vergleichen wir z. B. das Essen des Gottes zum Zwecke der Einverleibung seiner spezifischen Kraft, wie wir es als eine der frühesten religiösen Zeremonien betrachtet haben, mit einem Brauche, wie ihn Lumholtz im zweiten Bande seines Unknown Mexico erwähnt. Es gibt ein tönernes Götterbild, das über und über mit Blutkrusten bedeckt ist, auf der rechten Seite jedoch ein Loch hat, welches die natürliche weiße Farbe des Tons erkennen läßt. Dieses Loch verdankt sein Dasein dem Glauben, daß sich die Fähigkeit der Krankenheilung sowie ein Wissen von geheimnisvollen Dingen dadurch erwerben lasse, daß man ein wenig von dem Leibe des Gottes ißt, — übrigens eine Anschauung und

ein Brauch von außerordentlich starker Verbreitung. Es ist klar, in diesem letzten Falle liegt eine magische Anschauung vor. Der Unterschied des Magischen und Religiösen liegt so wenig immer in dem äußerlichen Verhalten (z. B. dem Essen!), daß es vorkommen kann, daß durchaus ähnliche Erscheinungsformen das eine Mal als religiös und das andere Mal als magisch anzusprechen sind.

Es kommt also durchaus auf das Motiv an, welches im einen oder andern Falle zum Verhalten des Menschen geführt hat. Als religiös haben wir den Brauch des Essens vom Leibe des Gottes zu bezeichnen, wenn er auf dem Verlangen nach der Vereinigung mit der göttlichen Substanz an sich beruht, d. h. wenn die Aneignung der Substanz des Gottes oder des Göttlichen dem Zwecke dient, das eigene Sein in wesenhafte Verbindung mit dem Göttlichen zu bringen, wodurch die ersehnte eigene Wesensvollendung erreicht wird und alles Andere im weiteren Gefolge, woraufhin der Mensch sein Leben mit neuem Ansatz und frischem Mute wagt. Als magisch dagegen haben wir das Verhalten dann zu bezeichnen, wenn es mit der Absicht unternommen oder eingehalten wird, besondere übernatürliche Kräfte dadurch in den menschlichen Dienst zu zwingen oder als Instrumente (Kraftbehältnis, Kraftsubstanz) zur Durchsetzung besonderer Begehrungen im Bereich der Sinnenfälligkeit zu benützen. Der magische Mensch ist nicht Bürger der anderen Welt, als welchen sich der religiöse Mensch in allen seinen Maßnahmen bekundet. Des Magiers Reich ist von dieser Welt. Ihr ist all sein Streben zugewendet und ihr zulieb greift er in des Schicksals-Rades Speichen. Ertappt er sich in glimmernder Selbsterkenntnis auf dieser Bahn, dann wird er etwa sprechen, wie Franz Spunda in seinem Roman „Der gelbe und der weiße Papst" den Johannes Tamil sprechen läßt, der bei den Mönchen in Lahagur die Metalltafel zu sich steckte, was schon damals der ihn begleitende Lama als den Anfang alles Übels bezeichnete: „Ich bin für ewig verflucht. Das Unheil hat damals begonnen, als ich die rote Tafel zu mir nahm. Fromm war ich vordem. Erst damals begannen die Gedanken nach Macht zu schielen, und damals wandelte sich meine Liebe zu ihr in giftige Brunst." Er hat mit ihrer Hilfe in die Zukunft gespäht um schnöden Geldgewinnes willen. „Unseliger ich! Wer bin ich, daß ich es wagte, in die Geschicke der Welt mit verwegener Hand zu greifen?" „Lange also rang er (fährt der Dichter fort) in blutigen Gesichten, zermartert im Hirn, zuckend aus brennender Wunde. Das Saitenspiel seiner Nerven war zerrissen und seine Seele krümmte und kräuselte sich wie ein Pergament in der Kohlenglut. Von den unteren Mächten war er wieder verheert, von der Gier, vom unersättlichen Trieb: jetzt Gebieter zu sein, die Tafel zurückzugewinnen, das Chaos mit herrischer Gewalt zu übertoben. — Ach, und von oben her, vom Firn der Wolken rieselten kühle Schauer auf ihn, Verheißung der Gnade und das Licht des heiligen Geistes."

Magie ist nicht der Trieb zur Ergreifung des Apriori durch Mitschwingen mit den Schwingungen des Rhythmus der seelenvollen Unsinnlichkeit. Magie ist seelenlose Einstellung zur Welt und ihren Bedürfnissen nach dem Gesetze der weltlichen Klugheit. Ihr fehlt jenes Apriori, aus dem der religiöse Mensch den Sinn der Welt und des eigenen Seins schöpft, und soweit sie dies Apriori kennt, verdreht sie es durch Klugheitserwägungen in ein Aposteriori, das auch als solches immer ein unechtes bleiben muß. Während in der Religion die korrelativen Wirkungen auf die Umgestaltung der physischen Sphäre des Menschen eine selbstverständliche Begleiterscheinung sind, wird in der Magie alles Absehen von vornherein darauf gerichtet, die Änderung der physischen Bedingungen als den Zweck jeder Beziehung zum Unsinnlichen herbeizuführen.

Wie oft und vielgestaltig schreitet solche Magie einher, in religiöses Gewand gehüllt! An Mitteln hat sie keine Not, und alles mag sie sich zum Mittel machen: Gebetsformeln, Gebärden, Bilder und andere Zeichen, kultische Verrichtungen und Gegenstände. Nicht nur durch die Umbiegung des religiösen Sinns ins Triebhafte wird er magisch verwertet, sondern das kann auch durch seine Umbiegung ins Gedankliche geschehen. Gar zu leicht treten Gedanken und Begriffe an die Stelle des Religiösen und werden mit einem Selbstwert ausgestattet, durch den sie Eigenwünschen entweder des Individuums oder der Gemeinschaft dienen sollen. Das will vor allem beachtet sein für ein echt christliches Verständnis von Glaubenssätzen und Glaubenslehren, von religiöser Überlieferung und gottesdienstlichen Übungen, desgleichen für das Verständnis neuer religiöser Gründungen oder der Versuche von Religionsverschwisterungen.

Immer steht der religiöse Mensch infolge seiner kausalgesetzlichen Sinnenverflochtenheit mit einem Fuß am Bande der Magie. Immer droht Magie an der Schwelle der frommen Gemeinschaft. Sie winkte in Urtagen, vom Baume der Erkenntnis zu essen und so das Apriori zu aposteriorisieren, und sie hat Apostel in aller Welt, die an Stelle des klar erkannten Guten und Reinen eine Uräusschlange aufrichten, um die Himmel zu stürmen.

Wien Karl Beth

Die kirchliche Besteuerung der Renitenz in Hessen

Es sei mir erlaubt, die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine Sache zu lenken, die nicht ohne allgemeines Interesse ist für die Kirche in Hessen, nämlich auf die Besteuerung der Glieder der hessischen Renitenz von seiten der „Evangelischen Kirche in Hessen-Kassel", mit der die Renitenz seit 1873/74 in vollständig getrennter kirchlicher Organisation nebeneinander lebt. In den augenblicklichen Stand der Auseinandersetzung und in ihre Bedeutung führen am besten zwei Aktenstücke ein, die bereits in der Aprilnummer der von mir herausgegebenen Monatsschrift „Kirche und Welt" veröffentlicht worden sind:

1. Die Eingabe der niederhessischen Renitenz

Melsungen und Balhorn, 28. Januar 1925

An die
Kirchenregierung der Evangelischen Kirche in Hessen-Kassel
z. Hd. Seiner Hochwürden des Herrn Landesoberpfarrers
D. Möller, Kassel

Die unterzeichneten beiden Konvente der Niederhessischen Renitenz richten das Ersuchen an Sie, die ungerechtfertigte Erhebung Ihrer Kirchensteuer von Gliedern der Renitenz einzustellen.

Zur Begründung führen wir Folgendes an:

Der Sturz des fürstlichen Bischofsamtes und die Trennung von Kirche und Staat hat eine neue Situation geschaffen. Der Staat ist aus dem Prozeß zwischen Ihrer Kirche und der Renitenz ausgeschaltet. Unsere Auseinandersetzung hat wieder den anfänglichen Charakter einer innerkirchlichen Auseinandersetzung in der hessischen Kirche gewonnen. Das bedingt einen neuen Geist für diese Auseinandersetzung. Die Kirche in Hessen, die nicht aus eigenem Willen und Wesen, sondern durch den fremden hineingetragenen Staatswillen seit 50 Jahren gespalten ist, darf sich der Aufgabe nicht entziehen, den alten Riß aus eigener Kraft zu heilen und zu gesunden. Dieser Anschauung wurde auf Ihrer konstituierenden Synode am 2. 2. 1922 von Ihrem damaligen Konsistorialpräsidenten Ausdruck gegeben, der die „renitenten Glaubensgenossen" zur kirchlichen Wiedervereinigung einlud um die noch nicht vernarbten Wunden des Risses zu heilen. Obwohl nun die Gestaltung Ihrer neuen Verfassung uns alle Gedanken an ein organisatorisches Zusammengehen unmöglich gemacht hat, so steht uns infolge der veränderten Zeitlage doch der Appell an Sie offen, nunmehr mit der alten staatlich erzwungenen Einstellung, als seien wir Feinde der Kirche, auch praktisch ein Ende zu machen und die daraus herrührenden Ungerechtigkeiten einzustellen.

Wie Ihnen bekannt, hat die fortgesetzte Erhebung Ihrer Kirchensteuer von unseren Gemeindegliedern zu wiederholten Pfändungen und öffentlichen Versteigerungen, zu Prozessen und schließlich auch dazu geführt, daß der größte Teil der oberhessischen

Renitenz zum kollektiven Austritt aus der Kirche getrieben worden ist. Sie haben dies alles geschehen lassen, ohne einzugreifen. Und doch bedarf es auf kirchlichem Boden keines Beweises mehr, daß diese Steuer unrechtmäßig ist. Für jeden Christenmenschen hüben und drüben leuchtet es unmittelbar ein, daß, wo keine Leistungen vorliegen, auch keine Abgaben erhoben, wo keine Rechte gewährt sind, auch keine Pflichten auferlegt werden können. Die Steuererhebung charakterisiert sich daher als ein reiner Gewaltakt an rechtlich Wehrlosen und somit als ein kirchliches Ärgernis. Gerade der Versuch, dies Skandalon durch Gesetzesparagraphen zu decken, hat den Unwillen weiter Kreise nur erhöht. Es liegen uns genug Zeugnisse aus Ihrer eigenen Mitte vor, die mit uns eine alsbaldige generelle Abstellung dieses „staatskirchlichen Zopfes" als eine Ehrensache Ihrer Kirche fordern.

Wir beleuchten die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes weiter von der allgemeinen Lage der Kirche aus. Die evangelische Kirche, und darunter auch die Ihre, hat die ersten Schritte in die noch ungewohnte Freiheit zwar getan, aber die eigentliche Probe auf diese Freiheit rückt erst heran. Es ist die Erringung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit. Hier liegt der für die zukünftige Bedeutung der Kirche im Volksleben entscheidende Punkt. Die Gläubigen warten mit Spannung darauf, ob die evangelische Kirche mit Verzicht auf die staatlichen Zuschüsse ihre wirtschaftliche Existenz gläubig allein in die Hand Gottes legen wird. Tritt nun diese Notwendigkeit wirtschaftlicher Verselbständigung ein, so bedürfen Sie dazu der opferfreudigen Kirchenliebe Ihrer Gemeinden. Es ist dann für Sie eine Lebensfrage, sie zu erwecken. Stehen nun die überall verstreuten renitenten Kirchen und Pfarrhäuser von ungefähr in Ihrer Mitte, die unter schwerer Bedrückung dennoch aus eigener Kraft und eigenen Mitteln erbaut worden sind? Jeder Stein derselben und jedes dazu geschenkte Stück Land bezeugt Ihnen die opferfreudige Kirchentreue, die Sie selbst jetzt brauchen. Diese Gesinnung bei uns unterdrücken und bei Ihnen pflanzen zu wollen, das hieße in der Tat leugnen, daß derselbe gerechte und wahrhaftige Richter über uns beiden steht.

Wir kennzeichnen noch kurz unsere Stellung zum Austritt. Ein gerichtlicher Austritt aus der Kirche würde für unsere Gemeinschaft, die arm und klein ist und seit Jahrzehnten als ecclesia pressa unter dem Kreuz lebt, eine große Erlösung bringen. Mit Ihrer kirchlichen Besteuerung würden wohl bald auch die schweren Lasten der staatlichen Besteuerung wegfallen, die unser nicht als Kirchengut anerkanntes Grund- und Gebäudeeigentum bedrücken. Trotzdem müssen wir auf den Austritt verzichten. Wir wollen uns weder zu Dissidenten stempeln lassen, noch unser innerkirchliches Zeugnis von Recht und Wahrheit dämpfen durch einen für uns lügenhaften Austritt aus Ihrer Organisation, der wir nie angehörten.

So fassen wir unseren Appell dahin zusammen: Aus dem Herzen der hessischen Kirche heraus, der auch Sie angehören, als ein Stück Ihres eigenen Lebens, das die Glaubensgüter der hessischen Kirche auch für Sie mit verteidigt hat, und zwar auf dem Platz verteidigt hat, wo der Kampf am heißesten ist und wo die Entscheidung für die Zukunft fällt, nämlich auf dem wirtschaftlich-sozialen, richten wir die Frage an Sie, ob Sie Ihre gewaltsame Haltung gegen uns rechtfertigen können im Geist und Namen Jesu Christi, unseres gemeinsamen gekreuzigten und auferstandenen Herrn. Können Sie's, so tuen Sie's; und wir werden gewissenhaft Rede und Antwort stehen. Können Sie es nicht und entziehen Sie sich doch unserem Ruf, gestützt auf andere Gründe, die mit dem Geist und Namen Jesu Christi nichts zu tun haben, so würden Sie nicht bloß uns, sondern gewiß auch die Erwartung alles neu erwachenden Glaubens in unserem Lande enttäuschen. Jeder aufrichtige Christ würde dann erkennen müssen, daß Sie die Kraft der Scheidung zwischen Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge nicht handhaben, durch die die Selbständigkeit der Kirche Jesu, der Säule und Grundfeste der Wahrheit, wie zu aller Zeit, so besonders in unserer zerrissenen Gegenwart allein neu begründet wird.

Wir hoffen deshalb und bitten zu Gott, daß Sie zu einer Entscheidung kommen, die Seiner Ehre dient und der künftigen Gemeinschaft der Gläubigen unter ihrem alleinigen Herrn und Haupt Jesus Christus Ihrerseits Raum gibt.

Im Interesse unserer bedrängten Kirchenglieder ersuchen wir um baldige Antwort.

Im Namen der Beiden Konvente der Niederhessischen Renitenz:

R. Schlunck, Pfarrer zu Melsungen. K. Siebert, Pfarrer zu Balhorn.

2. Die Antwort der Kirchenregierung in Kassel

Kassel, den 23. Februar 1925

Herrn Pfarrer Schlunck, Melsungen, Hochehrwürden

Auf Ihre und des Herrn Pfarrers Siebert zu Balhorn an uns gerichtete Eingabe vom 28. Januar 1925 erwidern wir, daß über die Kirchensteuerpflicht der Renitenten durch das Urteil des hiesigen Oberlandesgerichts vom 23. Oktober 1924 in der Sache Siebert und Genossen gegen Balhorn-Altenstädt, das Ihnen bekannt sein dürfte, zu Gunsten der landeskirchlichen Gemeinden eine Entscheidung gefällt ist, die wir, da nach § 549 der Zivilprozeßordnung die Revision an das Reichsgericht nicht zulässig ist, als endgültig ansehen müssen. Das Steuerrecht ist den Gemeinden durch das Kirchensteuergesetz vom 10. März 1906, bestätigt durch Staatsgesetz vom 23. März 1906, verliehen. Das Staatsgesetz betreffend die Kirchenverfassungen der evangelischen Landeskirchen vom 8. April 1924 hält in Art. 19 Nr. 6 die bisherigen staatlichen Vorschriften über die Voraussetzungen der kirchlichen Steuerpflicht ausdrücklich aufrecht. Hiernach ist die Kirchenregierung nicht befugt, durch eine Verfügung das Steuerrecht der Einzelgemeinden zu verändern oder einzuschränken, da dies einen unzulässigen Eingriff in das Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden, das durch die Kirchenvorstände ausgeübt wird (§ 27 Abs. 2, § 29 Nr. 3 der Verfassung), bedeuten würde. Selbst der Landeskirchentag könnte ohne Zustimmung des Staates daran nichts ändern. Die Landeskirche erhebt selbst keine Steuern, sondern deckt ihren Bedarf durch Umlagen auf die Gemeinden. Nach der Entscheidung des Oberlandesgerichts bleibt den Renitenten, um sich der Steuerpflicht zu entziehen, nur der Weg des Austritts aus der Kirche, über dessen Bedeutung die Entscheidung des Oberlandesgerichts das Nähere ergibt.

Wir bitten, Herrn Pfarrer Siebert von diesem Schreiben Kenntnis geben zu wollen. Möller

Dazu sei Folgendes bemerkt: Der erwähnte Prozeß war von einzelnen Gliedern der Gemeinde Balhorn angestrengt, um auf Grund der Reichsverfassung, die die Trennung von Kirche und Staat ausspricht, zu versuchen, klare Verhältnisse zu schaffen, nachdem wir 50 Jahre die Steuern unter Protest hatten bezahlen müssen. Der Prozeß konnte wegen der Geringfügigkeit des Objekts nur bis zum Oberlandesgericht durchgeführt werden, kann aber mit erhöhtem Objekt jederzeit neu aufgenommen werden und dann bis zum Reichsgericht gelangen. Das Reichsgericht anzugehen, wäre für die Renitenz gewiß aussichtsreicher insofern, als die hiesigen Richter zum großen Teil der Kirche angehören, deren Besteuerungsrecht über uns hier bestritten wird. Damit soll der Wille zur Objektivität des oberlandesgerichtlichen Urteils in keiner Weise angetastet werden, das vielmehr an sich ein Muster von wohlwollendem Gerechtigkeitswillen darstellt, sondern nur die menschlichen Grenzen festgestellt sein, die dem Vertreter einer eigenen Sache ohne sein Zutun gesteckt sind. Jedenfalls kann man die durch das oberlandesgerichtliche Urteil geschaffene ungünstige Lage für die Renitenz nur als vorläufig endgültig ansehen.

Materiell begründet das Oberlandesgericht das Steuerrecht der Evangelischen Kirche in Hessen-Kassel über die Renitenz mit der Annahme einer geistigen Evangelischen Gemeinschaft, die durch die Zugehörigkeit zu irgendeinem evangelischen, d. h. nichtkatholischen Bekenntnis bedingt ist. Es kennt also nur zwei Kirchen, die katholische und die evangelische. Alles was nicht katholisch ist, unterliegt der Besteuerung durch die Landeskirche *). Das entspricht durchaus dem Paragraph 4 des 1. Abschnittes der neuen Verfassung der Landeskirche: „Mitglied der Kirchengemeinde ist jeder evangelische Christ, der in ihrem Bereich seinen Wohnsitz hat, wenn er nicht aus der Landeskirche ausgeschieden ist." Also jeder „Evangelische" steuerpflichtig. Dieser Paragraph geht ja weit über renitente Interessen hinaus und verdient eine ernsthafte Prüfung, ob er sich mit der von der Verfassung neuerdings garantierten Freizügigkeit und Gewissensfreiheit verträgt. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Charakter der hessischen Landeskirche als einer Kirche lutherischen Bekenntnisses weithin bestritten wird und auch meines Erachtens nur dann behauptet werden kann, wenn man, wie die Renitenz es tut, die unveränderte Augsburgische Konfession und nicht die veränderte als ihre Grundlage ansieht. Ein lutherischer Sachse oder Bayer oder Mecklenburger aber, der sich in einem hessischen Ort niederläßt, wo keine lutherische

*) Ich brauche hier den Namen Landeskirche im Sinne der Zahl, da die Evangelische Kirche in Hessen-Kassel die überwiegende Mehrzahl unserer Bevölkerung umfaßt, nicht im Sinne ihrer Konformität mit dem Wesen der hessischen Kirche, worüber gerade der Streit zwischen ihr und der Renitenz geht.

Gemeinde besteht, sieht sich alsbald vor die Alternative gestellt, entweder auszutreten aus einer Kirche, in der er nie drin war, oder aber Steuern zu bezahlen. Die Entscheidung des Wohnsitzes über die kirchliche Steuerzugehörigkeit kennzeichnet sich danach als ein Rest des alten Territorialismus, der in unserer Zeit keinen Raum mehr hat.

Aber davon abgesehen erscheint mir doch die Begründung des Steuerrechtes mit der angenommenen, aber hier in Hessen, wie die Renitenz beweist, gar nicht vorhandenen, sondern gestörten evangelischen geistigen Gemeinschaft ganz unmöglich zu sein. Mit ihr soll das Recht für die Landeskirche gegeben sein, über ihre rechtliche Mitgliedschaft hinaus zu besteuern. Denn auch die, die als Renitente oder Zugezogene von der Steuer erfaßt werden, werden ja damit nicht Mitglieder der Landeskirche, sondern bleiben je nachdem zeitlebens steuerpflichtige Nichtmitglieder, um deren kirchliche Versorgung sich die Landeskirche nicht im geringsten zu kümmern hat. Wo gibt es aber in aller Welt sonst eine Gemeinschaft, deren Recht auf Besteuerung sich auf eine vorausgesetzte und sogar von den Besteuerten abgelehnte geistige Zusammengehörigkeit gründete? Alle steuerfähigen Korporationen haben ihr Steuerrecht doch bloß als juristische Korporationen mit gesetzlich bestimmten Grenzen, nicht aber als geistige Korporationen mit unfaßbaren und ins Unendliche verschiebbaren Grenzen.

Es tritt aber hier auch der Punkt zutage, wo es meines Erachtens klar erhellt, daß der oben genannte Wohnungsparagraph, den die oberlandesgerichtliche Entscheidung in der geschehenen Weise kommentiert, mit der Reichsverfassung in Widerspruch steht. Nun ist ja, wie hier eingeschoben sein mag, zum Leidwesen aller Interessierten die preußisch-landesgesetzliche Ausführungsbestimmung zu den Kirchenparagraphen der Verfassung noch immer nicht erschienen, die in anderen Ländern längst vorliegt. Es erübrigt sich daher auch einstweilen zu erwägen, ob durch diese Ausführungsgesetze der Renitenz die Möglichkeit gegeben wird, sich mit öffentlichen Korporationsrechten begaben zu lassen, wozu ja nach der Reichsverfassung für alle religiösen Gemeinschaften die Möglichkeit besteht, wenn sie Gewähr für Neues bieten und die nötige Zahl aufweisen. Diese Bedingungen ließen sich für uns wohl nicht abstreiten, und mit den öffentlichen Rechten wäre die Steuerfrage erledigt. Doch hat das preußische Staatsgesetz betreffend die Kirchenverfassungen der evangelischen Landeskirchen vom 8. April 1924, auf das auch die Kirchenregierung in Kassel in ihrer Antwort an uns rekurriert, so viel wichtige Normen für das Verhältnis von Staat und Kirche bereits vorweggenommen, daß man die speziellen Ausführungsbestimmungen nur mit größten Bedenken erwarten kann. Mit Recht spricht Landgerichtsdirektor Dr. Bähr in Kassel in Nr. 2 des Kasseler Kirchenblattes „Die Evangelische Gemeinde" den Satz aus: „In Preußen kann von einer völligen Trennung von Kirche und Staat keine Rede sein." Er zählt zum Beweis fünf wichtige Punkte des Staatsgesetzes vom 8. April 1924 auf und sagt, er könne sie noch um viele andere vermehren. Dieser Tatbestand steht aber im Widerspruch mit der Reichsverfassung, deren Artikel 137 lautet: „Es besteht keine Staatskirche" und deren weiterer Wortlaut die volle Neutralität des Staates gegenüber den schon vorhandenen oder noch entstehenden kirchlichen Körperschaften des öffentlichen Rechts zur Richtschnur aller landesgesetzlichen Ausführungsbestimmungen macht (Abs. 5).

Wir stoßen also auf einen inneren Zwiespalt im Rechte selbst. Und darunter haben wir zu leiden. Es ließe sich wohl denken, daß auch ohne die preußischen Durchführungsbestimmungen zur Reichsverfassung, die ja doch auch ohne sie gilt, ein Gerichtsurteil zu dem Schluß käme, die Renitenten von der Kirchensteuerpflicht gegen eine andere Kirche freizusprechen. Dann würde eben der evangelische Wohnsitzparagraph als das erscheinen, was er in Wirklichkeit ist: ein Fremdkörper im modernen Recht, und müßte sich vor den klugen Worten der Reichsverfassung beugen, von denen wir einige anführen: „Alle Bewohner des Reiches genießen volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Die ungestörte Religionsübung wird durch die Verfassung gewährleistet" (Art. 135), „Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Überzeugung zu offenbaren" (Art. 136), „es besteht keine Staatskirche. Die Freiheit der Vereinigung zu Religionsgesellschaften wird gewährleistet... Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes.... Die Religionsgesellschaften bleiben Körperschaften des öffentlichen Rechtes, soweit sie solche bisher waren. Anderen Religionsgesellschaften sind auf ihren Antrag gleiche Rechte zu gewähren" (Art. 137). Gegen den Wortlaut und Geist dieser Artikel kann meines Erachtens die Besteuerung der Renitenz nicht aufkommen.

Der Freiburger Rechtslehrer Professor Dr. Nagler, ein unbeteiligter Österreicher, hat denn auch in einem zu den Akten des Oberlandesgerichts gegebenen Rechtsgutachten die rechtliche Unmöglichkeit unserer Besteuerung, wie ich glaube, geschlossen und ohne Irrtum nachgewiesen. Auch das Urteil des Oberlandesgerichts ist in sich geschlossen, gestützt auf den Wohnungsparagraphen und das preußische Staatsgesetz. Es sind eben zwei verschiedene Geister, die in dem Rechtszwiespalt zwischen Preußen und dem Reich spielen. Je nachdem von dem einen oder anderen ausgegangen wird, kann ein formell haltbares Urteil herausgearbeitet werden. Es frägt sich nur, welches den Vorrang hat und materiell gewiß ist. Und da sollte doch, da das Reich kraft seines in Artikel 10 der Verfassung festgestellten Rechtes „Grundsätze für die Rechte und Pflichten der Religionsgesellschaften" aufgestellt hat, kein Zweifel sein, daß diese Grundsätze ein Bestandteil der Rechtsprechung der Länder sind und im Zweifelsfall den Ausschlag zu geben haben. Wie kann sonst von einer Rechtssicherheit der Reichsbürger die Rede sein und von dem hohen Ziel der Verfassung, das deutsche „Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern"? (Art. 1.) Der Hauptgrundsatz, den die Reichsverfassung infolge der Abschaffung der Staatskirche aufstellt, ist aber der, daß alle Kirchen öffentlichen Rechtes ein gleiches Recht haben (vgl. den oben ausgezogenen Satz aus Art. 137). Mit der Besteuerung von Nichtmitgliedern wird jedoch der Landeskirche ein Vorrecht, ein Privileg vor allen anderen Kirchen, auch der katholischen, belassen, so daß also die jetzt oder in Zukunft berechtigten evangelisch-kirchlichen Korporationen sämtlich gegenüber der Landeskirche ein minderes Recht behielten. Denn keine derselben hätte den Vorzug, ihren Kirchenbau auch mit den Mitteln Außenstehender zu bestreiten. Und das ist eine Verletzung der von der Verfassung geforderten kirchlichen Rechtsgleichheit, deren sich auch das Urteil des Oberlandesgerichts schuldig macht.

So viel über die Rechtslage. Das Charakteristische aber für die Antwort der Kasseler Kirchenregierung auf die renitente Eingabe ist dies, daß sie die von uns allein urgierte moralische Lage gänzlich außer Acht setzt. Das Sichzurückziehen auf das nach oben Gesagtem doch höchst zweifelhafte und noch nicht endgültige Rechtsverfahren mutet gerade so an wie der biblische Satz: „Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz muß er sterben." Aber ob die Anwendung des Gesetzes, ob die Auflegung dieser Lasten auf eine Gemeinschaft, die man doch selbst durch eine gar nicht notwendige feierliche Ausstoßung durch ein ad hoc geschaffenes neues Gesetz zu eigenen Lasten und eigener Organisation genötigt hat, sittlich gerechtfertigt ist, darüber vermissen wir jedes Wort. Die sittliche Lage ist aber im Gegensatz zur rechtlichen ohne jeden Zwiespalt hell

und klar. Daß es auch möglich ist, trotz Gesetz ihrem Gebot zu folgen, beweisen die landeskirchlichen Gemeinden, welche die in ihrer Mitte wohnenden Renitenten von der Kirchensteuer bereits befreit haben, wie Kassel, Melsungen, Mosheim u. a. Ein Rat der Kirchenregierung in Kassel an sämtliche in Betracht kommenden Gemeinden würde dem bedauerlichen Zustand sofort ein Ende machen. Warum wird er nicht gegeben? Warum beschreitet man nicht einen der möglichen anderen Wege aus freier Initiative? Ist die verfassungsmäßig staatsfreie Kirche doch von dem Machtstaatsgeist so weit gebunden, daß sie einem Häuflein „Renitenter" noch heute nicht evangelische Gewissensfreiheit gönnt und Achtung vor ihren Opfern und Leiden hat? Ist man denn verpflichtet, die Kluft zwischen geschriebenem Gesetz und sittlichem Recht, die hier klafft, zu benutzen, uns das Leben sauer zu machen? Oder wird man durch die kleine uns entzogene Summe glücklich? Gilt nicht auch vom Haushalt einer Kirche die Bitte des Liedes: „Gib, daß von unrechtem Gut nichts untermischet sei"? Die Kirche hätte wohl heute in erster Linie die Aufgabe, durch das Meer des ungerechten Mammons, das alles überflutet, einen kleinen warmen Golfstrom von reinem Geld hindurchzuleiten, an dem sich die Herzen aller Armen unseres Volkes wärmen könnten. Wo man also hinblickt, stößt man auf sittliche Widersprüche in dem Verhalten der Landeskirche gegen uns. Ja, wenn wir noch heute, wie in der Hitze des Kulturkampfes, als „Rebellen und Sektierer" betrachtet würden, könnte man verzeihendes Verständnis für unsere Unterdrückung aufbringen. Aber wo man uns als „renitente Glaubensgenossen" zur Wiedervereinigung einlädt und wo man solche Pfarrer, die von uns ordiniert sind und übertreten, ohne Weiteres in die eigenen Pfarrämter übernimmt, wie zweimal geschehen, da hat es doch jeden Sinn und jede Berechtigung verloren, uns in irgendeinem Namen staatlich oder kirchlich zu diskreditieren und daraufhin zu vergewaltigen.

Die Pfändungen gehen inzwischen weiter. Ich wende mich daher im Namen meiner Glaubensbrüder an die Öffentlichkeit mit der Bitte, ihr Urteil in die Wagschale zu werfen und bin überzeugt, daß es nur des allgemeinen Bekanntwerdens dieser vielfach unbekannten Vorgänge bedarf, um diesem hessischen Kirchenärgernis ein Ende zu machen und zu einer gerechten Ordnung zu führen.

Melsungen Rudolf Schlunck

Nachwort des Herausgebers. Die Renitenz ist eine offene Wunde am Leibe der hessischen Landeskirche. Nicht lebensgefährlich, aber schwer zu ertragen. Noch schwerer, so scheint es, zu heilen, obwohl es weithin nicht am guten Willen fehlt. Der Fernerstehende kann sich vom Ursprung und Wesen dieser Renitenz kaum einen Begriff machen. Wie sie selbst will gesehen sein, erfährt man am schönsten durch das sympathische Büchlein, das der Verfasser vorstehenden Artikels geschrieben hat:

Die 43 renitenten Pfarrer. Lebensabschnitte der im Jahre 1873/74 um ihrer Treue willen des Amtes entsetzten hessischen Pfarrer. Nebst einer geschichtlichen Einleitung und einem Anhang. Von Rudolf Schlunck. Marburg, Elwert 1923. 170 S.

Zu weiterem Verständnis mag der obige Artikel dienen. Aber bei aller Ehrfurcht vor der Tapferkeit und Opferwilligkeit der kleinen Gemeinde sind wir nicht in der Lage, uns die Ausführungen des Verfassers anzueignen. Gerade die Rechtsfrage, auf welche die Renitenten so großen Wert legen, ist die schwache Seite ihrer Sache. Kirchenrechtlich ist der Knoten nicht zu lösen. Er muß von dem Schwert der Liebe zerhauen werden.

Die Renitenten haben die Marburger Fakultät um ein Gutachten angerufen. Möge es der Fakultät gelingen, ein Wort christlichen Ausgleichs zu finden! D H

Nachricht von Albert Schweitzer

Zur Ergänzung der Mitteilungen des Herrn Professor D. Budde (Nr. 27/28) seien folgende Briefauszüge mitgeteilt.

Kap Lopez, 4. 7. 25

... Könnten Sie doch hier einen Einblick haben in die Arbeit des Doktors. Ich bin erschüttert zu sehen, wie Weiße und Schwarze an ihm hängen. In Lambarene sind jetzt 88 Schlafstätten für Neger in vier großen Baracken verteilt und ein Haus mit sechs Betten für weitere Kranke. Viel mehr Kranke könnten noch aufgenommen werden, wenn Platz wäre. Aber die drei Ärzte sind schon mit Arbeit zu sehr überlastet. —

Wir sind für einige Tage am Meere; Herr Schweitzer, der furchtbar übermüdet ist, will sich etwas erholen. Aber auch hier lassen ihm die Kranken keine Ruhe.

Wir sind in der schönsten Jahreszeit hier. Drei Monate lang regnet es keinen Tropfen. Herrlich warm ist es Morgens, und fast regelmäßig kommt gegen Mittag ein frischer Wind vom Südpol her. Abends ist es kühl, aber so feucht, daß die Kleider naß werden, wenn man längere Zeit draußen ist.

Wir wohnen im Hause, das der Mission gehört und durchreisenden Missionaren als Unterkunft und Erholung dient. Palmen wachsen im Sande wie Unkraut, große und kleine — es ist traumhaft schön. Und dreißig Meter vor uns liegt das blaue, blaue Meer. Frachtdampfer liegen da aus Frankreich, Italien, Deutschland und England. Und alle laden das kostbare Holz. Aber welche Mühe, bis so ein schwerer Baumstamm im Innern des Schiffes liegt!

Auch zwei Schiffe aus Norwegen sind da. Sie kommen jedes Jahr zum 1. Juli zur Walfischjagd und bleiben vier Monate. 1600 Walfische wurden voriges Jahr hier gefangen. —

Alle finden den Weg zum Doktor. Das englische Schiff ist jetzt abgefahren. Es hat indische Besatzung. Ein Teil der Mannschaft war an schwerer Dysenterie erkrankt, und Herr Schweitzer pflegte die armen Menschen täglich. Aber welches Elend auf solch einem Schiff! Ein junger Indier hatte die Schulter, ein anderer mehrere Rippen gebrochen! — Herr Schweitzer kam nicht zur Ruhe. Könnten doch alle lieben Freunde in Europa sehen, wie viel Elend hier ist, und wie froh und dankbar man um alles Interesse, um jede Gabe, jedes kleinste Stückchen Leinwand hier ist!

In einigen Tagen fahren wir wieder nach Lambarene.

Emmy Martin

Lambarene, Aquatorialafrika, 4. 7. 25

(Die ersten, auf einen Aufsatz im „Wanderer" 1925, Heft 1, Seite 27—31, dazu 2 S. 72, über die Grundfrage der Ethik bezüglichen Sätze seien übergangen.) An der Kulturphilosophie kann ich hier nicht arbeiten. Ich bin ja am Ende des Tages ganz erschöpft, weil ich nicht nur Arzt bin, sondern auch das Spital wieder aufbauen muß. Sie ahnen nicht, wie schwer die Monate sind, die hinter mir liegen. Aber im Kopf gestaltet sich die Sache ruhig weiter. Vieles ist ja bereits skizziert. In einem Jahr kehre ich zu längerem Aufenthalt nach Europa zurück. Dann wird der dritte Band niedergeschrieben.

... Wie Sie wissen, tue ich ja nichts Öffentliches in Deutschland für Sammlungen für mein Werk, ich bitte meine Freunde, auch nichts dergleichen zu tun. Solange es in Deutschland hungernde Kinder oder unversorgte alte Leute gibt, darf ich nichts unternehmen, das den Anschein erwecken könnte, als wollte ich diesen etwas entziehen zu Gunsten eines überseeischen Unternehmens. Sie wissen auch, daß ich alle Konzerte in Deutschland nur für die Not der deutschen Kinder gegeben habe, daß ich alle Honorare für Beiträge an Zeitschriften immer für denselben Zweck einzahlen ließ. Bis die Not verschwunden ist, darf ich nicht anders handeln. Aber Gaben von Einzelnen, spontan angeboten, wage ich anzunehmen; ich werde dann gerne davon Gebrauch machen, dieselben auf Ihr Postscheckkonto einzahlen zu lassen *). Sie verstehen mich, nicht wahr. Aber wenn die Not vorüber ist, dann wage ich in Deutschland zu bitten, denn mein sich stetig vergrößerndes Unternehmen braucht Mittel.

Jetzt sind wir drei Ärzte! Im Herbst kommt eine zweite Pflegerin. Der Schreibkrampf gebietet meiner Hand innezuhalten. Frau Martin, die gute Helferin, will Ihnen auch schreiben.

Herzlichst Ihr Albert Schweitzer

Lambarene, 10. 10. 25

Herr Schweitzer ist immer noch mit Bauarbeiten beschäftigt, obwohl die Regenzeit schon eingesetzt hat; er kommt oft durchnäßt vom Spital herauf ins Doktorhaus. Und nun feiert gerade in der schlimmsten Zeit der schwarze Zimmermann drei Tage. Er muß die Gäste für die Totenfeier seiner vor sechs Monaten an Schlafkrankheit im Spital verstorbenen Frau empfangen. — Die Zahl der Kranken ist ständig im Steigen begriffen und der Doktor hat Mühe und Sorgen sie alle unterzubringen.

Die Eingeborenen sagen: Er hat mich getötet (Narkose) und hat mich dann wieder aufgeweckt. Die ganz Wilden sagen: Er wollte mich töten, aber es ist ihm nicht gelungen. Ein Kranker, der dieser Tage operiert wurde, hatte sich vierhundert Kilometer weit zu Fuß hierhergeschleppt. Es wurde ihm ein Tumor entfernt (Elephantiasis-Tumor) von über 30 Kilo. Nun darf er gesund den weiten Weg zurückwandern!

Weiße Kranke von allen Nationen sind ständig etwa sechs da. In sechs Monaten ist der dritte weiße Schlafkranke in Behand-

*) Konto Berlin 142 190, Herrn Walther Engelhardt, Coblenz, Bismarckstraße 36; auf dem Abschnitt zu vermerken: „Für das Missionswerk in Lambarene". — Briefe an D. Schweitzer werden zweckmäßig per Adresse Frau Emmy Martin, Kork bei Kehl geschickt; sie gehn von dort weiter. (Kein Auslandsporto!)

lung hier, der letzte war kaum vier Wochen in Afrika, und schon hatte er die schreckliche Krankheit.

Jetzt ist Frühling. Über Nacht sind die Blüten der Kaffeebäume aufgebrochen, ihr Duft umzieht das Doktorhaus. Die Sandbänke im Fluß sind verschwunden, in wenigen Tagen ist er nun zwei Meter gestiegen. Der Fischfang hat aufgehört: wie gut war es, öfters Fische für die Kranken zu bekommen. Denn täglich 120 Menschen im Urwald zu ernähren, das ist eine ständige Sorge für den Doktor, und die letzte Bananen-Ernte ist schlecht ausgefallen, Reis ist nirgends zu bekommen. Eine große Faktorei in der Nähe hatte einige Tage gar keine Nahrungsmittel für ihre Angestellten. Eine andre muß jetzt noch ihre Arbeiter mit europäischen Kartoffeln nähren, da sie keinen Reis hat — wie gut ist es, daß der Doktor sich rechtzeitig damit versehen konnte. Im Spital hat er selbst eine Räucherkammer für Fische eingerichtet, und zwar aus dem Kämmerchen, wo gewöhnlich die Hühnerdiebe eingesperrt werden. An so vieles muß der Doktor denken; wenn er auch zwei sehr aufopfernde Assistenzärzte und zwei Krankenpflegerinnen hat, sorgt er doch und denkt für und an alles.

Er läßt Ihnen herzlich danken, daß Sie dem Werk Ihr Postscheckkonto zur Verfügung stellen wollen, falls trotz der Not in Deutschland einzelne Freunde ein Scherflein für das Spital beitragen wollen.

E M

Zur Geschichte der Entstehung der Augsburgischen Konfession

Zahlreiche politische Tagesblätter bringen unter der Überschrift „Die deutsche Fassung der Augustana entdeckt" eine Notiz über das bisher unentdeckt gebliebene Exemplar der Augsburgischen Konfession in einem Sammelbande der (im Germanischen Nationalmuseum deponierten) v. Scheurlschen Bibliothek, das am 15. Juni 1530 von den Nürnberger Gesandten aus Augsburg nach Hause geschickt worden ist*). Jene Überschrift ist völlig unrichtig und irreführend. Wenn auch das deutsche Original des Bekenntnisses, wie das lateinische, verschwunden ist, so ist doch der originale deutsche Text von Alters her bekannt, und dieser textus receptus als der dem Kaiser in Augsburg übergebene wieder neuerdings ausdrücklich erwiesen (in der Festschrift für Albert Hauck, 1916; die ausführlichen Beweise werden, wie dort angedeutet, an besonderer Stelle abgedruckt, in einer neuen Ausgabe der verschiedenen Bekenntnisse des Augsburger Reichstags). Auch das ist nicht richtig, daß erst mit dem neuen Funde die Möglichkeit eines kritisch gesicherten Textes des Originals gegeben sei. Dazu reichte schon das bisher bekannte Material aus. Zudem fehlt der neu gefundenen Handschrift die Vorrede und der Beschluß; ihr Text ist durch zu starkes Beschneiden der Ränder des 10 oder genauer 9½ Doppelblätter umfassenden Folioheftes beim Binden erheblich geschädigt und weist infolge der sehr großen Eile, mit der er fast durchweg niedergeschrieben ist, eine große Zahl von Auslassungen und Versehen auf, meist Hörfehler, auch Lesefehler des Diktierenden, so daß auch diese Textfassung wieder durchweg nur mit Heranziehung der angrenzenden anderen verwertet werden kann.

Aber die Abschrift hat doch darin ihren Wert, daß sie auf eine Handschrift aus der Werkstatt selbst zurückführt, in der das Bekenntnis entstanden ist. Denn die Tatsache ist richtig und wichtig, daß wir in dieser Abschrift die am 14. Juni 1530 den Nürnberger Gesandten von der sächsischen Seite zugestellte Textfassung haben und damit ein wertvolles Datum und Dokument aus der Geschichte der Entstehung des Bekenntnisses. Bekanntlich sind aus verschiedenen Stadien seiner allmähligen Fixierung handschriftliche Exemplare erhalten: zu den verschiedenen, vor der letzten Fertigstellung des Textes entstandenen Rezensionen gehört diese Handschrift, und zwar ist sie in ihrer Reihe das letzte Glied. Sie weist mit einigen von ihnen, der von Spalatin geschriebenen und der ebenfalls sicher zu datierenden, so gut wie gleichzeitigen einen Ansbacher, die der markgräflich brandenburgische Kanzler Georg Vogler am 16. Juni empfahl dem Kaiser zu überreichen, die weitestgehende Übereinstimmung auf, ist aber vollständiger als sie und stellt uns sachlich, inhaltlich schon das — bis auf Vorrede und Schluß — fertige Bekenntnis vor Augen.

Zugleich läßt der Vergleich dieser Handschrift vom 14./15. Juni mit dem am 25. Juni übergebenen Text erkennen, was in der Zwischenzeit noch von Melanchthon, der bis zu allerletzt noch am Originale feilte, geändert worden ist: es sind fast nur formale, stilistische Besserungen und Vervollständigungen von Zitaten.

So fügt sich in die Geschichte der Entstehung des Bekenntnisses zu den anderen Steinen ein neuer, lange gesuchter ein, der selbst erst der kritischen Bearbeitung, besonders der Ergänzung bedarf, aber doch wiederum in die allmähliche Formung des Baues, vor dem endgültigen Abschlusse, Einblick gewährt: er schließt eine Lücke und gibt ein festes Datum, damit auch Anderes in seinem Zusammenhange sichernd und fester datierend. Das ist, nicht mehr und niit weniger, die Bedeutung des neuen Fundes*).

Halle Johannes Ficker

*) Bei meiner Heimkehr aus den Ferien kommt mir soeben auch ein ausführlicher Bericht im Theologischen Literaturblatt (Nr. 19 vom 4. September) zu Gesicht von H. Pfarrer Gußmann, der die Handschrift entdeckt hat.

*) Dem Seniorchef der v. Scheurlschen Familie, Herrn Professor Dr. Freiherr v. Scheurl in Nürnberg, möchte ich auch an dieser Stelle den Dank dafür aussprechen, daß er mir unter ungewöhnlichen Umständen die uneingeschränkte Benutzung der Handschrift gestattet hat.

Ludwig Richters Lebenserinnerungen in ihrer Urgestalt

Lebenserinnerungen eines deutschen Malers von Ludwig Richter. Herausgegeben von Max Lehrs. Im Propyläen-Verlag, Berlin. 8, bz. 10 M

Vor rund vierzig Jahren sagte mir gelegentlich kein Geringerer als Theodor Lipps, nachdem er sich in die Texte des Nibelungenrings vertieft hatte, daß ihm der Dichter Richard Wagner noch höher stehe als der Musiker. Wundern würde ich mich nicht, wenn es auch Leute gäbe, die dem Zeichner Ludwig Richter den Erzähler der Lebenserinnerungen, die er als Greis, halb erblindet, niederschrieb und diktierte, vorzögen. Beides mag man als Paradoxie zum Ruhme des Einen wie des Andern gelten lassen.

Jedenfalls haben sich die Lebenserinnerungen, die Heinrich Richter 1885, ein Jahr nach seines Vaters Tode, herausgab, im Herzen des deutschen Volkes eine besondere Stelle erobert und gehören zu den meist gelesenen Büchern. Das erste Jahr schon brachte vier Auflagen, und nachdem immer neue gefolgt waren, bot der Dürerbund 1909 eine von Ferdinand Avenarius eingeleitete billige Volksausgabe, die gleich mit 10 000 Abzügen in die Welt trat. Wenige Jahre später trieb die Doppelnatur des Erzählers wie von selbst, ohne Vorwort, ohne daß der Herausgeber sich nur nannte, im Dachauer Einhornverlag eine köstliche andre Ausgabe, die, in ansehnlichem Quartformat gedruckt, zwischen den Wortlaut eine Fülle von über 100 Holzschnitten nach dem Meister einstreut, bunt und wahllos, so daß der Leser immer wieder sich versucht fühlt, einem geheimnisvollen Gedankenzusammenhang zwischen Wort und Bild nachzuspüren, und sich dann doch gern ohne den zufrieden gibt, weil alle schön und anmutig sind. Aber noch nach einer andren Richtung unterscheidet sich diese Ausgabe von allen früheren; sie scheidet den Erzähler als solchen von sich selbst als seinem Gegenstand! Denn während Heinrich Richter des Vaters Erzählung, die mit dem Tode seiner ältesten Tochter Marie im Jahre 1847 abbricht, durch Mitteilungen aus seinen Tagebüchern und Jahresheften, durch Briefe von ihm und an ihn, und endlich durch einen Abriß seines ferneren Lebens vervollständigte, was alles Avenarius in seiner Volksausgabe beibehielt, bringt diese bildergeschmückte einzig und allein die Erzählung des Greises, sie beginnt mit seinem ersten und schließt mit seinem letzten Wort. Ludwig Richter wird damit stillschweigend als Schriftsteller, als Künstler mit dem Worte anerkannt.

Noch einen Schritt weiter auf diesem Wege geht die neue Ausgabe, die der Propyläen-Verlag in Berlin 1922 erscheinen ließ. Heinrich Richter hatte ja nicht nur seines Vaters Erzählungen vielfach ergänzt und vermehrt; er hatte ihr auch die letzte Form geben, sie zum druckfertigen Manuskript ausgestalten müssen. Nun aber hat der Enkel des Meisters und Hüter seines Nachlasses, Archivdirektor Dr. Kretzschmar in Lübeck, die erste Niederschrift der Lebenserinnerungen zur Verfügung gestellt, durchaus eigenhändig bis auf zwei kurze Diktatabschnitte (S. 214 und 326) und augenscheinlich von keiner zweiten Hand angetastet. Und da sich nun zeigte, daß Heinrich Richter davon allerlei gestrichen, noch mehr aber geändert und dabei „vielfach die schöne und lebensvolle Unmittelbarkeit des Ausdrucks in ein herkömmliches Papierdeutsch hinabgezogen" hat — so das Vorwort S. 6, und man wird dies Urteil unterschreiben müssen — hat man sich entschlossen, jene erste Niederschrift, augenscheinlich ganz unverändert bis auf die Umschrift in die heutige Rechtschreibung, den Freunden Ludwig Richters vorzulegen.

Uns wird damit ein köstliches Geschenk geboten. Zwar handelt es sich fast überall bei den Abweichungen dieser neuen Textgestalt um scheinbare Kleinigkeiten, um Unwägbares; aber fast immer schlägt gerade in den Imponderabilien das Herz eines Organismus, und so ist es auch hier. Ein schlichtes Beispiel mag das erläutern, gleich aus dem ersten Absatz, in dem Richter die Lage seines Geburtshauses schildert:

Ludwig Richter	Heinrich Richter
„Dies Palais nun ausgenommen — wir wohnten ihm schrägüber —, trugen die Häuser dieser ganzen Vorstadt mehr den Charakter einer kleinen Landstadt; auch wohnten viel arme Leute da."	„Aber dies Palais ausgenommen, trugen die Häuser der ganzen Vorstadt mehr den Charakter eines kleinen Landstädtchens und waren zumeist von armen Leuten bewohnt."

Warum die Auslassung, die das Bezeichnendste beseitigt: etwa wegen des wenig schriftdeutschen „schrägüber"? Und muß der so anschauliche letzte Satz durchaus in lahmes, hölzernes Buchdeutsch umgewandelt werden, nur um kein neues Subjekt aufkommen zu

lassen? Oder auf der zweiten Seite, von der bald nach seiner Geburt bezogenen neuen Wohnung:

„wo der Vater näher zu dem Atelier Zingg's hatte, welches auf der Moritzstraße war."	„von wo der Vater näher zu dem auf der Moritzstraße gelegenen Atelier Zingg's hatte."

Wieviel ursprünglicher und lebendiger der Tonfall in der ersten Fassung! Aber „war" klang wohl nicht gewählt genug. Oder ein zweites Beispiel für die kleinen Auslassungen, drei Seiten weiter. Warum mußte in der kindlichen Bitte an Richters Großvater: „Schenken Sie mir ein bischen Wurstbrühe, Herr Müller!" vor der Anrede „Herr Müller!" die andere Möglichkeit, das wichtige Kaufbegehren „oder ‚Für zwei Pfennig Wurstbrühe'", ausfallen? Ähnlich geht es auf Schritt und Tritt. Aber auch längere und wertvollere Absätze gehn hie und da verloren. Ich biete deren zwei als Probe. Gegen Ende des Fünften Kapitels „Die Akademie. Graff. Schubert" erzählt Richter von diesem letzteren Professor. Der Schluß lautete bisher: „Bei alledem aber hatten die Schüler Schubert gern; denn sie sahen, daß er es gut mit ihnen meinte und sich gern mit ihnen über allerlei unterhielt." Richters Handschrift fährt hier fort: „und so geschah es, daß, wenn er abends den Aktsaal verließ, um nach des Tages Mühen in seiner ‚Ressource' der Erholung zu pflegen — denn er war Witwer — jedesmal eine kleine Schar ihm das Geleite gab. Er hüllte sich dann vorsichtig in seinen Pelz, setzte seine runde Pelzmütze auf, bewaffnete sich mit seinen Pelzhandschuhen, zündete sein Laternchen an, und nun leuchtete der kleine kugelrunde Professor den langen Schlingeln die Apareille hinunter, vorsichtig auf seinen Stab gestützt. Ich nannte die ehrsamen Kunstgenossen Schlingel, denn es waren in der Regel lustige Käuze, welche sich ein Vergnügen bereiteten, ihn besonders über Rom auszufragen und auf den Leim zu führen, weil er dann sein Licht, abgesehen von dem Laternchen, besonders hell leuchten ließ." Warum muß dieses wunderhübsche Vorraum- und Straßenbildchen fehlen, etwa des harmlos spottenden Tones wegen, gegenüber einem seit einem halben Jahrhundert Vergessenen? Gegen Ende des 9. Kapitels erzählt Richter von Paris: „Bei Gelegenheit der Taufe des Herzogs von Bordeaux, Heinrich V. sah ich auch den König Ludwig XVIII. auf einen Augenblick, als er eben in den Wagen stieg, oder eigentlich nur seinen Revers." Diese letzten Worte, mit denen Heinrich Richter abschließt, verlangen ja durchaus eine Fortsetzung, die sie erläutert, und wirklich erzählt Ludwig Richter — ohne „oder" — „eigentlich nur seinen Revers, eine dicke rote Wange, gepudertes Haar mit einem Zöpfchen, einen mächtig breiten Rücken, und was darunter war, sein Regierungssitz, so umfangreich, daß er von den beiden kleinen Frackschößen nicht zu bedecken war. Wenn ich später in der Geschichte von ihm las, trat er mir jedesmal in dieser fatalen partie honteuse in die Erinnerung!" Schämte sich der Sohn für seinen Vater der kleinen Anzüglichkeit, daß er den Lesern diese köstliche Pedute nicht gönnte?

Man sieht, die Herausgabe der Urgestalt lohnt, und wir haben alle Ursache, uns ihrer zu freuen. Aber damit ist doch nicht alles gesagt. Vor allem scheinen mir die Einwände *gegen* die bisherige Gestalt des Buches auf S. 6 nicht so einleuchtend und von allen Seiten billig gefaßt zu sein, wie die Gründe *für* die neue Ausgabe es nach dem bisher Vorgelegten sind *). Das gilt besonders von dem Mehr bei Heinrich Richter, nicht dem hinter des Vaters Erzählung Angehängten, sondern innerhalb dieser Erzählung selbst, und das überwiegt doch bei weitem das, was von der Urgestalt fehlt. Alles dies wären nach S. 6 „eigenhändige" und damit natürlich höchst eigenmächtige Nachträge des Sohnes, also eine Irreführung des Lesers. Aber davon kann in Wirklichkeit gar nicht die Rede sein, und der Beweis dafür, daß in diesem Mehr der Vater Richter redet, liegt vor allem in Inhalt und Form des Gebotenen, läßt sich aber hie und da auch aus der Urhandschrift erbringen. Auf S. 325 der neuen Ausgabe wird die viertletzte Zeile in ihrer zweiten Hälfte durch Punkte ausgefüllt, die ohne jeden Zweifel eine beabsichtigte, aber fehlende Fortsetzung andeuten. Auch die neue, ganz unorganische Überschrift „*Akademie*", die darauf folgt, beweist das Gleiche. Die alte Ausgabe bietet diese Fortsetzung (5. Auflage S. 336 ff.) im Umfang einer reichlichen Seite, aufs engste anschließend, Tatsachen, die nur Ludwig Richter wußte und berichten konnte, von den peinlichen Vorgängen, als er seinen Vater in der Professur an der Akademie ersetzen mußte. Ebenso füllen auf S. 225 Gedankenstriche mehr als eine Zeile, nachdem von dem Kapitel „Civitella" erst 1½ Seiten geboten sind und Richter und Mandell das Städtchen noch gar nicht betreten haben. Die Erzählung bricht mitten in der Erzählung von einer Volksbelustigung ab. Heinrich Richter (S. 226 ff.) führt nicht nur diese schön zu Ende, sondern bietet volle 10 Seiten der urwüchsigsten Erzählung, die in jedem Worte den Vater erkennen läßt, das Kapitel bis zum Lebewohl zu Ende bringt, ja zu der Überschrift „Civitella" erst das Recht gibt. Ohne Punkte oder Gedankenstriche aber steht es genau so am Schluß des ganzen Buches, vor den kurzen „Nachträgen" S. 327—332. Da ist auch wieder S. 322 ein neues Kapitel „Dresden 1836—1847" begonnen worden, aber schon nach weniger als vier Seiten bricht die Erzählung ab und läßt uns nach dem ersten Dresdener Winter, im Sommer 1837 also — nicht 1836, wie S. 6 sagt — stehn. Und die letzte halbe Seite ist schon Diktat, von einer weiblichen Hand, wohl Richters Tochter Lieschen, geschrieben. „Bis zum Schlusse des Kapitels", sagt die Fußnote S. 326. Nein, keineswegs bis zu dessen Schluß; denn den bringt Heinrich Richter, wieder auf reichlich 10 Seiten, bis zum Tode der jungen Maria Richter im April 1847. Wieder wird erst dadurch die Kapitelüberschrift gerechtfertigt, und wieder wird jeder Leser erkennen müssen, daß die Abfassung dieses Abschnitts mit dem tiefergreifenden Schluß durch Heinrich Richter ganz undenkbar ist. Vielmehr hat eben der Vater weiter diktiert — wie ers auch S. 214 schon einmal getan hatte; aber die vollen Bogen von fremder Hand sind eben nicht zu seiner Handschrift gelegt, sondern unmittelbar als Druckmanuskript verwendet worden. Daß sein Vater dieses Kapitel, „Dresden 1836—1847" selber abgeschlossen hatte, spätestens 1881, bezeugt Heinrich Richter glaubhaft im Vorwort zu seiner ersten Auflage. Nur ein letztes, 25. Kapitel, wollte er damals „noch folgen lassen, in welchem er über seine weiteren Erlebnisse und Arbeiten kurz berichten, dann aber in einer längeren Schlußbetrachtung das Resultat seiner gesamten Lebenserfahrungen zu einer Art künstlerischem und religiösem Glaubensbekenntnis zusammenfassen wollte". Die Ausführung dieses „seines Lieblingsplanes" hat sein Tod (19. Juni 1884) verhindert; aber bis 1847, nicht nur bis 1836 oder 1837 reichte des Meisters eigene Arbeit. Wir haben deshalb kein Recht, Heinrich Richter von den Abweichungen mehr zuzuschreiben als die sprachlichen und stilistischen Änderungen, die oft nur vermeintliche Verbesserungen bedeuten; schon bei manchen Auslassungen sind wir nicht ganz sicher, ob der Meister selbst nicht noch seine Meinung dazu abgegeben hat. Denn das vielfache echte Mehr beweist unwiderleglich, daß noch zu Ludwig Richters Lebzeiten über die nun veröffentlichte Urgestalt hinaus ein Druckmanuskript mindestens vorbereitet wurde, das dann beim Druck makuliert sein wird.

Auf diesem Tatbestand möchte ich die Bitte begründen, daß bei einer neuen Auflage dieser Urgestalt, die ohne Zweifel nötig werden wird, mindestens die oben aufgeführten Abschnitte ein- und angefügt werden, weil ohne sie die Erzählung ein Torso ist. Nächst ihnen dürfte der Abschnitt S. 255 f. über die ferneren Schicksale von Rehbenitz in Betracht kommen, der in der neuen Ausgabe (S. 243 Mitte) ebenfalls sehr an seiner Stelle wäre. Natürlich muß jedesmal angemerkt werden, daß diese Abschnitte in der Urgestalt fehlen, und vielleicht könnte man das durch andre Druckschrift scharf hervorheben. Nur ausbleiben dürfen sie nicht. —

Aber warum nennt sich nun diese neue Ausgabe „Herausgegeben von *Max Lehrs*"? Das hat zwei Gründe. Zunächst hat dieser Meister der Wissenschaft auf dem Gebiete der Graphik, lange Zeit Vorsteher unserer größten Kupferstichkabinette in Dresden, Berlin und wieder in Dresden, bei dem Buche Gevatter gestanden, indem er das „Vorwort" — bis auf die letzte halbe Seite — und die „Einführung" dazu geschrieben hat, zwei Aufsätze von großem Reiz und mit vielen in hohem Grade fördernden Hinweisen. Es ist von ganz besonderem Werte, daß ein Mann von solchem Range und so unbedingter Herrschaft über den Gegenstand sich hier zu Ludwig Richter mit sichtlicher Liebe bekennt, im Gegensatz zu einer Richtung in der Kunstwissenschaft, die ihn mit der äußersten Geringschätzung behandelt und nicht genug herunterzureißen weiß, weil seine Weltanschauung ihr zuwider ist. Ich habe darüber in dieser Zeitschrift (1924, Nr. 33/34, Sp. 681 f.) ein kräftiges Wörtlein zu reden Gelegenheit gehabt und freue mich sehr, nun Max Lehrs, dessen Buch mir damals noch unbekannt war, auf meiner Seite, oder besser mich auf der seinen, zu finden.

Das Zweite aber, was diese Ausgabe ihm zueignet, sind die 42 Bilder, mit denen er sie ausgestattet und gewaltig gehoben hat. Auch das bildet wieder ein Seitenstück zu der Dachauer Ausgabe. Aber war dort der Bilderschmuck ein rein persönlicher, das Schaffen des Meisters auf seinem eigensten Gebiet, dem des Holzschnitts, in vielen Proben vorführend, so ist er hier sachlicher Natur, den Wortlaut der Erzählung auf Schritt und Tritt begleitend, weit überwiegend in Bildnissen und Landschaftsbildern, fast genau zur Hälfte nach Zeichnungen von Ludwig Richter selbst und zur andern von den Künstlern, die ihn umgaben. Die Vorlagen zu der ganzen Reihe bot das Dresdener Kupferstichkabinett. Da grundsätzlich nur Handzeichnungen wiedergegeben werden sollten, keine graphischen Blätter, so fehlt in der Reihe wohl dieses und jenes Bild, das man ungern vermißt, so von Personen des Meisters Vater, seine Freunde v. Maydell und Peschel, von Örtlichkeiten sein Geburtshaus, Civitella, das Burglehnhaus in Meißen, seine Sommerwohnung in Loschwitz. Vielleicht läßt sich Lehrs in einer folgenden Auflage zu einigen Ausnahmen und Zugaben bewegen. Aber reich und äußerst wertvoll ist der Schatz des Gebotenen, ganz vorzüglich auch die Wiedergabe, die große Schwierigkeiten in den Vorlagen ungewöhnlich glücklich überwindet; ich nenne als Beispiele nur die wundervollen Landschaften von Fohr Nr. 7 und 15, das überaus zarte Bildnis dieses früh verstorbenen, vom Tiber hinweggerissenen genialen Künstlers (Nr. 14), die Tafelrunde der deutschen Künstler (Nr. 12). Doppelt anschaulich, fast greifbar, tritt uns durch diese Illustrationen im eigentlichsten Sinne der

*) Es muß ausdrücklich betont werden, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber *Max Lehrs* mit der Textgestalt nichts zu tun hat, und daß die zweite Hälfte von S. 6, die davon redet, nicht von seiner Hand herrührt.

Erläuterung, was Richter uns erzählt, entgegen, und der Wert der neuen Ausgabe wird dadurch in der Tat so sehr erhöht, daß sie gut und gern nach Max Lehrs heißen mag. Möchte sie in weite Kreise gelangen: sicher wird sie überall die Liebe zu Ludwig Richter und die Bewunderung für ihn noch erheblich steigern.

Marburg Karl Budde

Nachträgliches zum Vaterlandstage

In Nr. 20/21 hatten wir einen Entwurf für den Gottesdienst zum Vaterlands- (Verfassungs-) Tage vorgelegt. Vielleicht interessiert es auch Andere, zu erfahren, wie er unter einfacheren liturgischen Verhältnissen zur Anwendung gekommen ist. Herr Pf. B. schreibt: „Ich habe Teil III 3 und 4—6 umgestellt und außerdem gekürzt, weil die Gemeinde für diesen an sich außerordentlich wertvollen liturgischen Reichtum noch nicht aufnahmefähig erschien." Er mußte außerdem, da die Übung des von der Gemeinde mitgesprochenen Psalmengebetes ja leider verloren gegangen ist, die „Chorgebete" vom Prediger allein sprechen lassen. Er ordnete an: Nach Vorspiel und Chorgesang das angegebene Gemeindelied „Ein feste Burg". Dann den Eingangspsalm als „Eingangsspruch". Mit Antwort der Gemeinde. Die angegebene Kollekte als „Eingangsgebet". Dann unsern „Aufwärtspsalm" als Schriftlesung. Dann das angegebene Bekenntnis: „Wir glauben an den ewigen, lebendigen Gott." Darnach das Vaterlandslied „Brauset, ihr Glocken". Predigt über Röm. 13, 8. — Zur Anbetung ein Gebet, das auf die Predigt Bezug nahm und dann überging in unsere Fürbitte für Vaterland und Volk. Darnach das Stillgebet mit dem Vaterunser. Zum Schlusse der Segen.

Das Vaterlandslied hat H. B. mit meiner Einwilligung etwas ergänzt, so daß es nach der der Gemeinde bekannten Weise von „Einer ist König, Immanuel sieget" gesungen werden konnte. Es hatte nun diese Form:

Brauset, ihr Glocken, du Orgel erdröhne,
Grüßet mit Schalle das teuerste Land.
Süßeste Mutter! Sieh, wir, deine Söhne,
Heben zum Treueschwur neu dir die Hand.

Ewiger König! Dein mächtiges Werde
Rief aus dem Dunkel die Stämme zuhauf,
Band sie zum Blutbund auf heimischer Erde.
Was du gebunden, kein Teufel löst auf.

Glutet dein Zürnen, nicht darf es uns schaden.
Feuer nur schmiedet das Eisen zu Stahl.
Heil'ge durch Zorn dir und heil'ge durch Gnaden
Aus deutschem Blute ein Volk deiner Wahl!

Da die von Stephani geschaffene Weise der Gemeinde noch nicht bekannt war, war dieser Ausweg gewiß zu billigen. Aber auf die Dauer darf der Text nicht von der für ihn geschaffenen Weise getrennt werden.

Möchte es doch auch gelingen, den Psalm wirklich wieder in seiner naturgemäßen Form, als Wechselgebet, an dem die Gemeinde selber sprechend oder singend teilnimmt, zu beleben! Man sandte mir freundlicher Weise die Gottesdienstordnung für die evangelische Gemeinde von Paderborn. Was hier und im Minden-Ravensbergschen möglich ist und in heilsamer Übung steht, sollte doch auch anderswo möglich sein.

Marburg Rudolf Otto

Filmtechnik

Die Filmindustrie. Drittes Stück

Die Zerrissenheit der Technik

Was weiß man vom Film?

Daß er eine mächtige Industrie geschaffen hat, daß Filmstars manchmal sehr hoch und Filmstatisten manchmal ganz erbärmlich bezahlt werden, und daß das Kino heute von mehr Leuten aufgesucht wird, als die Kirche.

Was weiß man nicht vom Film?

Nun, unter anderem, die einfache, aber immerhin beachtenswerte Tatsache, daß die Technische Hochschule in Charlottenburg (also die erste der Technischen Hochschulen in Deutschland) einen eigenen Honorarprofessor für Kinotechnik hat und daß dieser Hochschulprofessor Geheimrat ist.

Mit anderen Worten: Man kennt so ziemlich alles, was zur „Kinokunst" gehört, vom Filmstar bis zur Filmstadt, aber die Kenntnisse der Kinotechnik und ihre Bedeutung pflegen gerade bei denen nicht erheblich zu sein, die den Film beinahe ungesehen für Teufelswerk halten. Diejenigen, die in ihm die Möglichkeiten einer neuen Kunst suchen, sind gewöhnlich etwas unterrichteter. Sie besitzen wenigstens Kenntnisse über gewisse Einzelheiten, wollen aber meist von diesen allein aus den Film bessern, was ohne praktische Wirkung bleibt.

Der Film kann alles Photographierbare sichtbar machen. Die Kehrseite davon ist eine ungemeine, in keiner anderen Industrie anzutreffende Zerrissenheit der Technik. Die Filmindustrie vereinigt in sich alle Risiken, die etwa ein Theater, ein herumziehender Zirkus, eine Reederei, ein Spekulationsgeschäft bieten und übertrifft diese Risiken bei weitem durch diejenigen, die nur dem Film eigen sind.

Ein großer Film, sechsaktig, besteht aus zwischen 250 und 350 (bei feinerer Durchführung noch mehr) Einzelszenen. Von diesen werden jeweils diejenigen, die in derselben Szenerie spielen, nacheinander aufgenommen, gleichviel, an welche Stelle des Films sie später geklebt werden. Es leuchtet ein, daß sämtliche Beteiligte sich dabei ganz auf das einzelne Bild konzentrieren müssen, daß von einem inneren Mitgehen im Fortgange der sogenannten „Handlung" gar nicht die Rede sein kann. Der allergrößte Teil der Aufmerksamkeit der Beteiligten wird auch, wenn es sich nicht gerade um vortrefflich bediente Stars handelt, dadurch absorbiert, daß in diesen springenden, nur durch die jeweilige Szenerie zusammenhängenden Szenen, die Technik besonders beachtet werden muß. Man fängt zum Beispiel mit einer Aufnahme aus dem ersten Akt an, die am Morgen spielt. Die zweite Szene spielt in derselben Szenerie am Abend, ein halbes Jahr später; es ist inzwischen nach Annahme des Manuskriptschreibers Winter geworden, der Anzug der Mitspielenden muß also entsprechend geändert sein. Eine kleine Unaufmerksamkeit, die auf dem Theater unbemerkt vorübergeht, oder sofort wieder gut gemacht werden kann, kann einen ganzen Film verderben. Am ersten Aufnahmetag ist zum Beispiel in einer Zimmerdekoration gefilmt worden. Erst der vierte Aufnahmetag bringt aus allerlei technischen Gründen die im fertigen Film unmittelbar daran anschließenden Aufnahmen im Korridor des Hauses. Dabei soll es vorgekommen sein, daß eine Filmfirma bei der ersten Vorführung des zusammengeklebten Werkes zu ihrem Schrecken entdeckte, daß das Ganze auf lächerliche Weise verdorben war, denn zweimal war ein Schauspieler, den man im Zimmer sich hatte verabschieden sehen und zwar in einem grauen Anzug und eben solchen Hut, aus der Zimmertür herauskommen in abgeschnittenem Gehrock und Zylinder. Da der betreffende Hauptdarsteller inzwischen verstorben war, konnte der Schaden nicht wieder gut gemacht werden. Heute sucht man durch einen etwas zusammenhängenderen Dekorationsbau solche Gefahren zu bannen, ohne jedoch damit die innere Zusammenhangslosigkeit jeder Filmarbeit im geringsten aufheben zu können.

Weitläufigkeit und Unsparsamkeit

Die Folgen dieser Aufnahmetechnik, die sich nicht umgehen lassen, und die jeden Film zunächst einmal in die zwei schwer zusammenhaltenden Gebiete, Innenaufnahme und Außenaufnahme, teilt, zeigen sich in ungeheuerer Weitläufigkeit der Vorbereitungen, die, nachdem die Aufnahmen einmal begonnen hatten, eine ungeheuere Überhastung doch nicht vermeiden läßt. Die weiteren Folgen sind eine notwendigerweise sehr unsparsame Verwendung des Geldes von Seiten jedes Beteiligten, der mit der Regie und Aufnahmeleitung zu tun hat, und die daraus sich ergebende, beinahe als selbstverständlich hingenommene Kleinkorruption bei den einzelnen Beteiligten, gegen die sich schwer etwas tun läßt. Gelegenheit schafft nicht nur Diebe, sie schafft auch Filmstars, die bemüht sind, ihre hohe Tagesgage möglichst lange zu genießen. Sie schafft Filmstatisten, die einfach nicht zusammenzubekommen sind — weil sie sich durch Verzögerung der Aufnahme in den Genuß der höheren Bezahlung für Überstunden sehen wollen. Sie schafft Lieferanten, Requisitenverleiher und einen Schwarm von Hilfsleuten, die bei der fast vollkommen örtlichen Dezentralisation der Filmaufnahmen, bei der Hast, mit der notwendigerweise gearbeitet werden

muß, nicht so scharf kontrolliert werden können, wie in einem ortsfesten Betriebe. Sie schafft ungeheuer hohe Spesenrechnungen des Star-Regisseurs, und alle diese schlechten Beispiele tragen dazu bei, die ohnehin manchmal nicht sehr festen bürgerlichen Grundsätze der Beteiligten noch mehr — nun, sagen wir, zu erweitern. Dabei steht es nun aber nicht so, daß man diese Tatsachen, denen sich tausend andere hinzufügen ließen, auch nur im geringsten als Anklage vorbringen darf. Sie sind bis zu einem gewissen Grade bei der Filmherstellung unvermeidlich, wie sie im Krieg unvermeidlich sind.

Die Tücke des Objekts

Denn der Filmregisseur und seine Hilfsleute sind ganz ähnlichen Unberechenbarkeiten ausgesetzt, wie die Führung im Kriege. Sie spüren jede Tücke des Objektes und der Menschen besonders deutlich. Dazu ist aber ihre Arbeit noch von der Natur abhängig. Mit größerer Mühe hat man etwa für wenige wichtige Massenszenen ein paar tausend Statisten zusammengebracht. Die Gagekosten des Tages sind ziemlich hoch. Erst morgens, nachdem das Filmheer versammelt ist, stellt es sich heraus, daß es regnet. Ein Glück noch, wenn es wenigstens vor dem Abtransport aus der Stadt zu regnen beginnt. Krankheit oder Tod des Hauptdarstellers mitten in den Aufnahmen können um so höhere Werte spurlos vernichten, je berühmter der Schauspieler war. Eine kaufmännische Kalkulation, die auch rückwirken würde auf die innere Haltung und Verbundenheit der Beteiligten, ist im Film nicht, oder nur mit solchen Spannungen möglich, wie sie in jedem anderen Gewerbe als nicht handelsüblich betrachtet werden müßten. Im Film steht aus den rein technischen Umständen und Hindernissen heraus das Glück vor der kaufmännischen Kalkulation, und auch daraus ist wieder kein Vorwurf zu machen. Es folgt zwingend aus dem Wesen der Aufnahmetechnik, die — selbst durch Verlegung der bisherigen Außenaufnahmen ins Atelier — nicht grundlegend zu ändern ist. Nicht nur, daß der Film, wie oft gesagt wird, eine Industrie ist, macht ihn für seelische Aufgaben untauglich. Er ist auch noch — und zwar naturnotwendigerweise, ohne daß ihm der geringste Vorwurf daraus zu machen wäre! — die bei weitem unsolideste der Großindustrien. Ein Theaterdirektor etwa, der für hunderttausend Mark Aufwendung für ein unerprobtes Stück macht, geht mit seiner Berechnung nicht annähernd so in die Ungewißheit, wie der Filmdirektor, der für seinen Film dasselbe tut. Im Theater ist nur ein Punkt unsicher, der Enderfolg; alles Andere läßt sich, wenn mit Hingabe und Aufmerksamkeit gearbeitet wird, durch Menschenkräfte annähernd in die gewollte Form bringen. Keine andere Industrie kennt die Abhängigkeit der Filmherstellung von Sonne, Wind, Wolken, Nerven, improvisierten technischen Einrichtungen, Massenaufgeboten und tausend ähnlichen Gefahrquellen.

Industrielle Vorwegbelastung

Dabei ist aber diese ganze komplizierte Arbeit in einem Maße industriell vorwegbelastet, das andere künstlerische oder kunstähnliche Anstalten nicht kennen. Überall sind Rücksichten zu nehmen. Da ist zunächst die Rücksicht auf die handelsübliche Länge. Daß eine große Firma 36 000 Meter Rohfilm die Aufnahmekamera passieren läßt, um schließlich sechstausend Meter zur Vorführung zu bringen, ist eine nur in der Inflationszeit mögliche Ausnahme. Aber eine gewisse verschwendende Unsicherheit in der Bemessung der Aufnahmelänge im Verhältnis zur Vorführungslänge ist doch notwendig. Dazu kommt die Zensur. Sie schneidet heraus, was ihr bedenklich scheint und macht dadurch die ganze Wirkung zunichte, die sich der Hersteller erhofft hat. Nicht immer braucht dabei die Schuld auf Seiten des Letzteren zu liegen. Eine Szene, die er wirklich für harmlos gehalten, die aber im Fortgang der Geschehnisse nicht zu entbehren ist, kommt in der Photographie klarer und derber heraus, als im Spiel, und erregt dadurch berechtigten Anstoß.

Eine andere Rücksicht ist die auf die Exportfähigkeit. Während des durch die deutsche Inflation auf die Höhe gelangten Filmexports jagte z. B. der Präsident Harding der deutschen Filmindustrie einen kalten Schauer durch die Glieder, als er aussprach, daß Zeitungen, Theaterstücke und Filme nichts enthalten dürften, was nicht auch für ein Kind geeignet sei. Dieser Standpunkt mag etwas zu weitgehend sein und wird übrigens von der amerikanischen Filmindustrie souverän mißachtet. Aber deshalb bleiben die mannigfachen industriellen Rücksichten auf den Export, ohne den der Film sich in den weitaus meisten Fällen nicht rentieren kann, bestehen. Daß nach den Tücken des Objektes und der Mitwirkenden noch die Tücke der Zuschauer manches verderben kann, ist für den Film nicht spezifisch. Aber Tatsache bleibt, daß die Ansprüche der gewohnheitsmäßigen Kinobesucher, auch der nicht Gebildeten, durch die ewige Wiederholung der gleichen Motive außerordentlich hoch geworden sind und immer höher steigen.

Glaubt jemand wirklich, daß in diesem zerrissenen Durcheinander, in welchem sich die Filmarbeit naturnotwendig abspielen muß, etwas seelisch Packendes je entstehen kann? Nicht genug kann betont werden, daß auch ein mit noch so großen Machtmitteln ausgestatteter Filmreformator die Aufnahmetechnik nicht zu ändern vermag. Sowohl aus der realen Situation der Filmindustrie und der an ihr beteiligten Menschen, wie aus der unveränderlichen Eigenart und Technik des Films ergibt sich eine Grundanschauung, die den Absichten auf „ideelle Hebung" des Filmes stracks zuwiderläuft. Im vollen Gegensatz zu solcher Forderung muß gesagt werden, daß der Film mit Ideal und Seele am besten nichts zu tun hat. Er kann beide nur verderben. Der beste Film ist der, der sich auf das rein Äußerliche beschränkt, seine technischen Möglichkeiten in immer erneutem Spiel ausnutzt und nichts sein will, als eine seelisch ganz unbeschwerte Augenweide und Unterhaltung. Da das, wie eine Betrachtung der Hauptfilmtypen sofort ergibt, zum guten Teil den eigenen Tendenzen der Filmhersteller entspricht, so ist hier auf einen, wenngleich bescheidenen Erfolg zu rechnen.

Pasing Carl Christian Bry

Laienspiele

Im Folgenden seien einige Volksspiele aufgeführt, die entweder für weihnachtliches Spiel oder für den Weihnachtstisch geeignet sind.

Die Volksspielbewegung ist in den letzten zehn Jahren stark in Fluß geraten. Als Thomas Mann in seinen „Reden und Antworten" nach Erneuerung des ursprünglich eine religiöse Angelegenheit des ganzen Volkes bildenden Spiels rief, sprach er nicht als Theatermann, der dem ausgedörrten Theater neue Kräfte zuführen wollte, sondern formulierte nur die Sehnsucht, die in weitesten Kreisen, nicht zum mindesten in der Jugendbewegung lebendig war. Inzwischen ist Einiges geschehen, was in diese Richtung weist. Ich erinnere an die Spieltruppen der Maria Heide, Gümbel-Seilings, Hans Holtorps, Haas-Berkows (und die unzähligen anonymen), an mannigfache Publikationen alter Texte wie auch an selbständige Versuche. Denn in dem Wiederlebendigmachen alter Texte liegt zugleich die Verpflichtung, aus dem Geist unserer Zeit heraus zu der schlichten, überzeugenden Form der Laienspiele zu kommen. So übertrug man z. B. die Idee des Totentanzes auf die Gegenwart, wie es in Berlin von einer Tänzerin geschah, oder aber man schuf etwas ganz Neues. Hierzu gehört das **Apostelspiel** von Max Mell im Moser-Verlag Graz, das gerade jetzt im Deutschen Theater in Berlin aufgeführt wird, das **Franziskusspiel** von Otto Bruder, dem Verfasser der „Krankheit" und das **Brandenburger Domspiel** von K. B. Ritter.

Gleichwohl liegt hier eine große Gefahr. Lieber sich an alte Texte halten, als Naivität und völkisches Gemeinschaftsbewußtsein erheucheln zu wollen!

Rudolf Mirbt hat sich der Laienspiele mit besonderer Liebe und Takt angenommen. Er weiß um diese Gefahr, um die Fragwürdigkeit der Laienspiele in unserem 20. Jahrhundert, und hat mit seinen Gesinnungsfreunden in einem Heft **Zwischen den Bünden** die geistigen und seelischen Grundlagen des Spiels hervorgehoben. Da spricht Fritz Berber über die „Gerechtigkeit", Georg Merz, der Herausgeber von „Zwischen den Zeiten",

über das „Bildungsideal der Jugendbewegung" und Mirbt selbst über das „Laienspiel".

Dieser Kreis hat bis heute zwölf Hefte herausgehen lassen, die sämtlich im Chr. Kaiser-Verlag München erschienen sind. Von ihnen seien die Leser vor allem auf die Neubearbeitung des **Spiels vom Sankt Georg,** das dem Wilhelm Tell zu Grunde liegende **Urner Spiel vom Wilhelm Tell, Die Bürger von Calais,** den **Verlorenen Sohn** 1527 des hessischen Pfarrers Burkard Waldis, den **Gevatter Tod,** eine Bearbeitung und ideengeschichtliche Umarbeitung des gleichnamigen Grimmschen Märchens, den **Ackermann von Böhmen** und das **Weihnachtsspiel aus dem bayerischen Wald** mit Nachdruck hingewiesen.

Es war eine glückliche Idee, den Traktat aus dem 15. Jahrhundert: „Der Ackermann von Böhmen" dem Spiel zugänglich zu machen. Es sind nicht mehr als vier Spieler nötig, die freilich über stärkstes Sprachgefühl verfügen müssen, um die in den Dialogen sich erhebende dramatische Linie bestimmt und doch unauffällig herauszuarbeiten. Glückt dies, so wird man einen tiefen Eindruck von diesem deutschen Hiobsspiel, das zugleich eine merkwürdige, fast auf den Wortlaut genaue Verwandtschaft mit Thomas Manns „Zauberberg" besitzt, erzielen können. Denn hier wie dort wird eine Antwort auf das dialektische Spiel von Tod und Leben gegeben. „Sollen wir vom Leben alle hinscheiden, und irdisches Leben soll ein Ende haben, und Ihr seid, wie Ihr sprecht, des Lebens Ende, so merke ich: wenn nimmer Leben ist, so wird nimmer Sterben und Tod sein — wo kommt dann Ihr hin, Herr Tod?" Und da der Tod so in die Enge getrieben ist, greift Gott ein und zu ihm betet der Ackersmann, indem er ihn als „Wiederbringer aller Brüche und „Fehle", als „Schlußklang der himmlischen Harmonie" preist.

Ebenso sei — gerad zur Weihnachtszeit — auf das **Weihnachtsspiel aus dem bayerischen Wald** verwiesen. Es sind nötig zehn männliche und zwei weibliche Spieler. Dem Text sind Noten beigegeben. Das Spiel zeichnet sich aus durch wundervolle Schlichtheit: es ist nur zu empfehlen.

Auch der Evangelische Preßverband (Berlin-Breslau) wartet mit einer kleinen Serie von Spielen auf, die fortgesetzt wird. Er hat einen treuen und überlegenen Sachwalter in dem Pfarrer W. Treblin in Schmolz bei Breslau, der im „Eckart" kurz referiert über die Volksspielliteratur, und jetzt zwei alte Spiele bearbeitet hat: **Isaaks Opferung** und **Ein oberschlesisches Osterspiel.** Sieben männliche und zwei weibliche Spieler erfordert das erste, 24 männliche und sechs weibliche das zweite Spiel. Beide benötigen auch keinen großen szenischen Apparat, was sich von den Bearbeitungen der Volkmann-Leanderschen Märchen nicht mit gleichem Recht sagen läßt: **Der verrostete Ritter** und **Der Wunschring.** Gleichwohl werden auch diese, vor allem „Der verrostete Ritter", starken Eindruck erzielen; er benötigt neun Spieler und neun Spielerinnen und zeichnet sich durch straffe Komposition aus.

Von Otto Bruder, dem Verfasser der „Krankheit" liegt das **Spiel vom heiligen Franz, wie das Wort zu ihm kam** (Neuwerk-Verlag, Schlüchtern Habertshof) vor. Acht (durch Zusammenlegung noch zu verringern wie auch bei den erstgenannten Spielen) männliche und drei weibliche Spieler. Ohne Zweifel eignet sich gerade dieser Stoff zu einer dramatischen Bearbeitung. Daß jedoch Bruder in Allem das Richtige traf (z. B. in der Psychologie des Umschwungs in Franz), wage ich nicht zu behaupten. Man wende nicht ein, Psychologie sei keine Kategorie fürs Volksspiel. Denn Bruder analysiert selbst psychologisch.

Karl Ludwig läßt schon in zweiter Auflage sein **Weihnachtswunder** (Verlag Karl Ludwig, Hamburg 20) herausgehen. Dies Stück ähnelt schon wieder mehr den zu aller Zeit versuchten dramatischen Bearbeitungen der Weihnachtsgeschichte; bisweilen hat es einen kleinen sentimentalen Unterton. Es erfordert ziemlichen Aufwand an Szenerie. Elf männliche, zwei weibliche Spieler. Daß zu diesen, wie zu allen Weihnachtsspielen, gute Sänger und Sängerinnen benötigt werden, versteht sich von selbst.

Sehr schön sind die **Krippenspiele,** herausgegeben von Leo Colze im Bachmair Verlag, München. Leider fiel ihre Veröffentlichung in eine unglückliche Zeit 1917; aber noch heute verdienen diese Krippenspiele Beachtung. Zum ersten Spiel, einem alten schlesischen, steuert Theodor Huber-Anderach die Musik bei, zum zweiten (von Margarete Bruch) deren Vater Max Bruch. Das erste benötigt zehn männliche, zwei weibliche, das zweite sechs männliche und sechs weibliche Spieler. Während das alte schlesische Spiel keine Empfehlung nötig hat, sei auf das der feinsinnigen Dichterin ausdrücklich verwiesen. Zwar läßt es sich nicht als Laienspiel bezeichnen, sondern ist mehr ein weihnachtliches Märchenspiel, aber von Innigkeit und Eindringlichkeit.

Zum Schluß seien die **Weihnachtsspiele für Kinder in Schule und Haus** von Erich Bockemühl (F. A. Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha) erwähnt. Bockemühl ist den Lesern der CW kein Fremder. Seine Spiele sind ein meines Wissens noch niemals unternommener Versuch, Weihnachten in seiner heimlichen Freude und seinem langsamen Nahen in kleinen, nicht mehr als sechs Seiten umfassenden Einaktern zu gestalten. Da spielen das Holen des Tannenbaums, das Verschwinden der Puppe, die das Christkind wieder heilmacht, der Nikolaus, die geheimnisvolle Weihnachtskiste eine große Rolle. Bewußt ist auf alle religiöse und kirchliche Mythologie verzichtet und das Interesse der Gefühlssphäre zugewandt. „Wenn dann langsam die sentimental-unwahren Weihnachtsstücke der Schul- und Kirchenfeiern verschwinden und die typischen Elternabende mit den Paukereien zu den von ehrgeizigen Eltern beklatschten Glanzleistungen ihrer intellektuell-bevorzugten Kinder dazu — dann wäre ein wenig sichtbare Wirklichkeit geworden von dem andern Geist, aus dem die nachfolgenden Stücke geworden sind." Laienspiele sind diese kleinen Szenen nicht mehr zu nennen — es spielen sie ja auch „nur" Kinder um das 10. Lebensjahr herum und darunter —, ja es ist die „Verweltlichung" der Weihnachtsbotschaft auf den Gipfelpunkt gehoben. Aber eine „Verweltlichung", die nicht nur originell ist, sondern auch sehr nachahmenswert. Wenn man von einigen Unmöglichkeiten absieht, so z. B. daß kleine Kinder die Zeile singen sollen: „Ein leises Lied, ein Lied der Weihnachtszeit, ein Lied der glaubensfeligen Kinderfröhlichkeit", hat Bockemühl einen mutigen, von der Wahrheit diktierten Versuch unternommen, den Kindern nun wirklich ihr Weihnacht zu schenken, einen Versuch, der hoffentlich nicht nur Theorie bleibt, sondern schon in den kommenden Dezembertagen von Vielen zur Tat wird. Dazu ist das Büchlein schön ausgestattet, handlich und — kostet nur drei Mark.

Eben sind noch zwei Weihnachtsspiele erschienen:

Die heilige Nacht. Eine kirchliche Christfeier. Von Martin Müller. Rudolstadt, Greifenverlag 1925. 40 S. 1.50 M.

Motto: „Nicht auf Lichter und Lampen kommt es an, und es liegt nicht an Mond und Sonne ...". Hier kommts aber doch sehr auf Lichter und Lampen an. Weniger ein Spiel als stumme Pantomime. Kaum, daß gesprochen wird. In fünf Handlungen entrollt sich die Weihnachtsgeschichte, wobei Lichteffekte, Kerzensymbolik, Einzel- und Chorgesang und ab und zu der aus dem Evangelium vorlesende Pfarrer die Hauptrolle spielen. Starke Verwandtschaft mit den liturgischen Entwürfen, die uns von Strewe her bekannt sind. Acht männliche und vierzehn weibliche Spieler, sechs Kinder und einige gute Stimmen. Ausführliche Notenbeilagen.

Stille Nacht, heilige Nacht. Ein Krippenspiel und allerhand Weihnachtliches. Von Ludwig Mahnert. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1925. 48 S. 1 M.

Zwei Entwürfe mit einleitender Christvesperpredigt und einem Anhang von Weihnachtsgedichten, von denen ein Entwurf eigens für Kinder gedacht ist. Schlichte und bildhafte Sprache. Kein großer szenischer Aufwand. Vier männliche, zwei weibliche Spieler und zwölf Hirten, die aber auf die Hälfte (und noch weniger!) verringert werden können.

Marburg Hans Schimmelpfeng

Bücher und Schriften

Dabei allerlei für den Weihnachtstisch

1

Mythen der Sterne. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Normann. Mit 17 Abbildungen im Text, 12 Tafeln und einer Weltkarte. 530 S. Großoktav. Leopold Klotz Verlag, Gotha 1925. Geb. 14 M.

Tatsächlich, eine Sammlung von Sternmythen, wie sie uns hier geboten wird, hat bislang gefehlt. Aus dem ungeheuren Material antiker und gegenwärtiger, hoch- und tiefstehender Völker hat der Verfasser 144 teils prosaische, teils poetische Sternsagen ausgewählt und in Anmerkungen aus der betreffenden Kultur heraus und nach ihren Zusammenhängen mit anderen Kulturen erklärt. Eine von hoher kulturphilosophischer Warte aus verfaßte Einleitung — der Verfasser hat von Wölfflin das „synthetische Schauen" und das „Verstehen des Zeitstils" gelernt, ist gleichzeitig von L. Frobenius aufs stärkste angeregt — bringt sie in Beziehung zu den großen Phasen des Menschheitwerdens, die sich ja gerade auch in ihrer Stellung zum gestirnten Himmel so charakteristisch unterscheiden. Was ich hier vermisse, sind grundsätzliche Erörterungen darüber, woran sich Sternmythen als solche erkennen lassen, welche Motive ihrem Wesen nach astral sind, welche erst sekundär, z. B. dadurch, daß ihnen eine Versetzung an den Himmel angehängt ist, astral geworden sind. Das hätte den Verfasser noch ganz anders in die zentralen Probleme der Mythenforschung hineingeführt, wie sie sich in den beiden großen Antipoden Ehrenreich und Wundt verkörpern, deren Namen jedenfalls hier sehr viel eher zu nennen gewesen wären als derjenige von Arthur Drews. Auch sonst möchte man dem Verfasser manchmal etwas gründlichere Sachkenntnis und größere Genauigkeit wünschen. Auf jeden Fall aber ist das temperamentvoll geschriebene und vom Verlag mit Bildern und Sternkarten glänzend ausgestattete Buch eine genußreiche und recht anregende Lektüre. W Baumgartner.

Die Jesussage. Von Georg Brandes. Berlin, Erich Reiß 1925. 155 S. 4, geb. 6 M.

Vielleicht sollte man über dies Buch, das überaus flüchtig zusammengeschrieben ist, herzlich langweilig zu lesen, und an Historischem nichts enthält als die schon früher bekannte Eitelkeit seines Verfassers, einfach schweigen. Es ist ein breit geschwätztes Feuilleton, für solche, die nun einmal anmaßenden und unwissenden Literaten lieber glauben als „den professoralen Vorurteilen

der Fachtheologen". Es beruht ganz auf den immerhin fleißigen Arbeiten von A. Drews, seinen Vorgängern und Mithelfern, und enthält nicht eine einzige eigene Beobachtung oder „Idee", geschweige denn „völlig neue, überraschende Resultate", wie die Verlagsreklame sagt. Wie konnte der Verfasser sich zu einer so ganz originalitätslosen Ausschreiberei herablassen? Um über die Frage des geschichtlichen Jesus mitreden zu dürfen, fehlen ihm alle Vorbedingungen, von der Kenntnis der Sprachen und Quellen bis zum Respekt vor der Würde seines Gegenstandes und der einfachsten literarischen Gewissenhaftigkeit, die wenigstens nachprüft, was abgeschrieben wird. So hat er z. B. den in allen Sprachen unzählig oft gedruckten berühmten Briefwechsel des Kaisers Trajan mit Plinius nicht selbst gelesen; sonst würde er wissen, daß in ihm sehr viel mehr über die Christen steht, als er als Interpolation beseitigt, und würde nicht den Tatsachen zuwider behaupten, daß darin Klemens von Rom erwähnt werde. Auf derartige Unwahrheiten stößt man in jedem Abschnitt. Der gegenüber der evangelischen Geschichte restlos skeptische Verfasser findet es dagegen „nicht ganz aus der Luft gegriffen", daß Paulus „häßlich, klein, vierschrötig, buckelig" war. Seine Bekehrung führt er auf die paradiesischen Gärten bei Damaskus zurück, die ihn seine Henkerrolle anekeln ließen, und auf einen epileptischen Anfall, der ihn umstimmte. In seinen Briefen ist 1. Kor. 13 das Beste, aber wie das Meiste in ihnen von fraglicher Echtheit: was dies Kapitel umrahmt, sind „leerste Redensarten". Jesus ist anders als Paulus ganz Sage; die Evangelien sind „ein Gebräu, gekocht aus alttestamentlicher Prophetie, jüdischer Apokalyptik, orientalischer Mythologie, talmudischen und hellenistischen Anekdoten". Die Jesusgestalt in ihnen ist widerspruchsvoll gezeichnet: askетisch und libertinistisch, tolerant und fanatisch; die ihr zugeschriebene Moral und Intelligenz stehen auf gleich geringer Höhe. Das spätere geschichtliche Christentum ist „halb Mystik und Ekstase, halb Spitzfindigkeit ohne jeden Ballast an Vernunft und Welterfahrung". Usw. Dergleichen widerlegt man nicht; warum schweigt man nicht darüber? Weil man sich einer Zeit schämt, die für ein solches „Gebräu" Verfasser, Verleger und Käufer hat.

Hans v. Soden

Der Historismus und die Bibel. Akademische Rede zur Jahresfeier der Hessischen Ludwigs-Universität am 1. Juli 1925 gehalten von dem derzeitigen Rektor D. Gustav Krüger, Professor der Theologie. (Schriften der hessischen Hochschulen, Universität Gießen, Jahrgang 1925, Heft 2.) Gießen, A. Töpelmann 1925. 20 S.

Was ist Theologie? Von Erik Peterson, o. ö. Professor der Theologie an der Universität Bonn. Bonn, Fr. Cohen 1925. 32 S.

Daß es sich in der durch Barth und Gogarten geführten theologischen Richtung nicht um eine zufällige, auf einigen mehr oder weniger temperamentvollen Personen beruhende Bewegung handelt, sondern um die Besinnung auf die Fundamente unserer Theologie, das zeigt sowohl die Rektoratsrede des Gießener Kirchenhistorikers wie der Vortrag des Bonner Vertreters für Neues Testament und Kirchengeschichte.

Es scheint mir ein gutes Zeichen für den Ernst der Sache zu sein, um die es geht, wenn einer aus der Generation unserer Lehrer wie G. Krüger die Frage „Historismus und Bibel" mit solcher Sachlichkeit und inneren Teilnahme aufgreift. Er legt in großen Zügen, dabei meisterhaft gewählte charakteristische Zitate einflechtend, dar, wie der Historismus, d. h. „die grundsätzliche Historisierung alles unseres Denkens über den Menschen, seine Kultur und seine Werte", aus der Aufklärung erwachsen ist. Diese hat das Weltbild und die Weltanschauung des abendländischen Menschen, die bis dahin durch die Bibel normiert waren, umgestaltet und damit die Autorität der Bibel untergraben, indem sie sie als geschichtliches Dokument der historischen Forschung auslieferte. Daß auch der deutsche Idealismus, der eine Verschmelzung des Christentums mit dem aus den schöpferischen Kräften des Menschen erwachsenen Geistesleben erstrebte, ein Kind der Aufklärung ist, wird deutlich gesagt. Der theologischen Jugend, die gegenüber Aufklärung und Idealismus die Bibel als die alleinige Urkunde der Offenbarung erklärt, gesteht der Verfasser zu, daß in ihr reformatorisches Schriftverständnis wieder lebendig werde. Aber er hält ihr die ernste Warnung entgegen, den Historismus zu verachten, in dem er den Schutz gegen Verengerung und Verknöcherung, gegen Orthodoxie sieht. Lessings Wort von den zufälligen Geschichtswahrheiten, die nie der Beweis für ewige Vernunftwahrheiten werden können, glaubt er deuten zu dürfen: „Gebt der Geschichte, was der Geschichte, und Gott, was Gottes ist!" — Die Charakteristik jener theologischen Jugend gibt Krüger leider nur im Anschluß an Emil Brunner, und daher ist es wohl zu erklären, daß ihm jene Gefahr so groß erscheint, und daß er diese Jugend wesentlich als eine religiöse Bewegung nimmt, daß er ihr eigentlich brennendes theologisches (also wissenschaftliches!) Problem nicht zur Geltung kommen läßt, nämlich die Frage nach echter theologischer Begriffsbildung und in engstem Zusammenhang damit nach der sachgemäßen Interpretation der Geschichte. Obwohl sich doch z. B. Gogartens Arbeiten wesentlich um die Auseinandersetzung mit Troeltsch, also recht eigentlich um das Problem des Historismus bemühen.

Die Frage nach der theologischen Begriffsbildung steht hinter Petersons Vortrag: „Was ist Theologie?" Er enthält in seinem ersten Teile eine scharfe Polemik gegen die dialektische Methode in der Theologie und sucht dann das Wesen der Theologie auf Grund des Dogmas zu bestimmen: „Die Theologie ist die in Formen konkreter Argumentation sich vollziehende Fortsetzung dessen, daß sich die Logos-Offenbarung ins Dogma hinein ausgeprägt hat." Ich kann hier aber über diese ungemein inhaltreiche und schwerwiegende Schrift nur kurz hinweisen, da ich anderwärts eine ausführliche Antwort über ihre gegen Barth und auch mich erhobenen Angriffe veröffentlichen werde. Was ich hier an ihr aussetzen möchte, ist nur das Eine, daß sie im Verhältnis zum Gewicht ihrer Thesen viel zu kurz ist. Man möge sich aber dadurch nicht über ihre Bedeutung täuschen lassen. Ich bin der Meinung, daß sich hier zum ersten Male für uns, die wir uns zum Kreise Barth-Gogarten rechnen, eine Diskussion eröffnet, die weiß, worum es geht, und die um so fruchtbarer sein kann, je mehr bei einem Gegensatz, der bis ins Leben geht, eine gemeinsame Basis zur Aussprache vorhanden ist. Und dies nicht nur deshalb, weil unser Gegensatz gegen Rationalismus, Historismus und Psychologismus der gleiche ist, sondern vor allem deshalb, weil hier das positive Interesse das gleiche ist, nämlich eben die Frage nach echter theologischer Begriffsbildung. So ist uns bisher noch keiner auf den Leib gerückt, und deshalb muß in dieser Diskussion zur Klarheit kommen, was auf dem Spiele steht. Ich möchte nur ausdrücklich davor warnen, Peterson dadurch zu erledigen, daß man ihn sogleich mit kirchengeschichtlichen Kategorien charakterisiert etwa als katholisierend. Ist seine Theologie in Wahrheit katholisch? Nun: wenn es so sein sollte, so ist sie damit nicht erledigt, sondern es liegt doch wohl in der Natur der Sache, daß eine Zeit, die von Luther und Calvin wieder lernen will, gar nicht unterlassen kann, die Frage nach dem Rechte katholischer Theologie im Ernste wieder zu stellen. Ich habe damit nichts über Petersons tatsächliche Stellung gesagt, aber das ist allerdings meine Meinung, daß seine Schrift jene Frage dringend macht.

Marburg Rudolf Bultmann

Eucharisterion (Dankgabe). Studien zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, H. **Gunkel** zum 60. Geburtstag (23. 5. 22) dargebracht von seinen Schülern und Freunden, herausgegeben von H. Schmidt. 2 Bände; 1. AT. 414 S., 2. NT. 240 S. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1923. 16, geb. 19 M.

In zwei Bänden von erfreulichem Umfang ist trotz Ungunst der Verhältnisse, wenn auch verspätet, die Gunkelfestschrift im Druck erschienen. Sie legt Zeugnis ab von der Vielseitigkeit der Anregungen, die von dem hier gefeierten Meister der alttestamentlichen Forschung ausgegangen sind. Die von verschiedenen Verfassern beigesteuerten Beiträge bewegen sich zum größten Teil in den Bahnen, die Gunkel der Forschung gewiesen hat: es sind zumeist literar- und formgeschichtliche, religions- und sagengeschichtliche Untersuchungen, die in der Festschrift zu je einem alt- und neutestamentlichen Bande vereinigt sind. Die Arbeiten sind z. T. von beträchtlicher Länge und erreichen den Umfang kleiner Monographien, und die Namen ihrer Verfasser bürgen dafür, daß die Wissenschaft nicht achtlos an ihnen vorübergehen wird. Nur einige seien herausgegriffen, um dem Leser einen Eindruck zu geben: Greßmann und Eißfeldt handeln über die Joseph- und Jakobsgeschichte, Balla über das Problem des Leides in der alttestamentlichen Religion, Kahle über die Totenklage im heutigen Ägypten, Dibelius über stilkritische Fragen der Apostelgeschichte, K. L. Schmidt über die Stellung der Evangelien in der allgemeinen Literaturgeschichte usw. Alle die an den Aufgaben alt- und neutestamentlicher Wissenschaft Interesse nehmen, werden reiche Belehrung aus diesen beiden Bänden schöpfen, auch wenn sie, wie das bei einem Sammelbande nicht anders denkbar ist, nicht überall zuzustimmen in der Lage sind. Die Aufsätze von Kahle (ägyptische Totenklage), Weinel (spätere christliche Apokalyptik) und K. L. Schmidt (Stellung der Evangelien in der allgemeinen Literaturgeschichte) sind auch gesondert zu haben.

Wilhelm Mundle

Das Heldenepos des Alten Bundes aufgespürt und in deutschen Worten von Friedrich Wolf. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1925. 143 S. Geb. 5 M.

Wenige wissen, daß das Alte Testament in seinen „geschichtlichen" Büchern, vornehmlich in Richter und Samuelis, unter der jüngeren geistlichen Übermalung Reste einer Heldensage birgt, die an Kraft und Schönheit der mit Recht so berühmten altdeutschen Heldensage wenig nachsteht. Friedrich Wolf gehört zu diesen Wenigen: er hat selber diese Entdeckung gemacht, freut sich ihrer und möchte nun andere daran Teil haben lassen.

In freier, dem heroischen Inhalt gemäßer Übersetzung bietet er das „Heldenepos" dar; eine Einleitung „Nachweis und Deutung" will seine Eigenart und Schönheit aufzeigen. — Schade, daß die Ausführung durch ungenügende Vertrautheit mit den Quellen und der Fachliteratur etwas beeinträchtigt wird; namentlich in der Auswahl und Abgrenzung der Stücke vermißt man öfter den sicheren Griff. Auch von einem Epos sollte man nicht reden; denn dazu haben es die Israeliten überhaupt nie gebracht; immer ist die Einzelsage das Kunstwerk. Trotzdem sei das Buch denen, die einmal diese Seite am Alten Testament kennen lernen wollen, empfohlen.

Walter Baumgartner

Das Dämonische in Jahwe. Von Professor D. Paul Volz. Tübingen, J. C. B. Mohr 1924. 41 S. 1 M.

Lange Zeit hat man das Dämonische im alttestamentlichen Gottesglauben überhaupt nicht gesehen. Dann kam eine Zeit, die es wohl sah, aber nur als Ausfluß einer rohen Religiosität wertete und in Gegensatz zu dem reinen und ethischen Gottesglauben der Propheten stellte. Erst die neuere Religionswissenschaft — namentlich Söderblom und R. Otto — hat erkannt, daß gerade im Dämonischen ein Grundelement der Religion überhaupt steckt. In diesem Sinn zeigt hier Volz, wie es als ein wesentlicher Bestandteil das gesamte Alte Testament durchzieht, auch den Ritus durchdringt, wie die großen Gottesmänner selber etwas Dämonisches an sich haben. Es wurzelt in Jahwe als dem Wüstengott, in den entscheidenden Tatsachen in der Geschichte der israelitischen Religion, letztlich in ihrer grandiosen Grundstimmung. Durch die zunehmende Ethisierung ist es wohl geläutert, aber nie ganz aufgehoben. „So ist der Gott des Alten Bundes kein überwundener Gott; es geht im Gegenteil um etwas, was wir zurückgewinnen und bewußt behaupten müssen." — Im heutigen Streit um das Alte Testament ist das der entscheidende Gesichtspunkt; kürzer und treffender läßt sich die Bedeutung dieses Vortrags nicht ausdrücken. Walter Baumgartner

Grammatik des christlich-palästinischen Aramäisch von Friedrich Schultheß, herausgegeben von Enno Littmann, mit Nachträgen von Theodor Nöldeke und dem Herausgeber. Tübingen, J. C. B. Mohr 1924. 162 S. 9, geb. 11 M.

Daß Jesus und die älteste Christenheit aramäisch gesprochen haben, daß die Evangelien einen unverkennbaren semitischen Hintergrund aufweisen, ist bekannt. Die Forschung hat den Dialekt genauer zu bestimmen. Dafür kommt neben dem von Dalman eingehend behandelten palästinisch-talmudischen vor allem das sogenannte syrisch- oder christlich-palästinische Aramäisch in Betracht, das wir nur aus den dürftigen Resten einer aus dem Griechischen übersetzten geistlichen Literatur kennen, die eine nordjudäische judenchristliche Bauernkirchgemeinde gegenüber der um sich greifenden arabischen Umgangssprache geschaffen hat. Erhalten sind, in syrischer Schrift und meist auf verwahrlosten Palimpsesten, Teile einer Bibelübersetzung, Predigten, Katechesen, Heiligenleben. Schultheß, der verstorbene Schweizer Orientalist, war der beste Kenner dieses Dialektes; daß die von ihm selber noch fertig gestellte Grammatik aus seinem Nachlaß herausgegeben werden konnte, ist darum besonders zu begrüßen. Was sich für die Sprache Jesu der palästinisch-talmudischen Literatur entnehmen ließ, wird dadurch vielfach ergänzt und berichtigt. So stellt sich die Volkssprache der Zeit Jesu jetzt als einheitlicher heraus, als man auf Grund talmudischer Anekdoten angenommen; und die für Galiläa bekannte Abschleifung der Kehllaute, die man oft auf fremden Einfluß zurückgeführt und als Beweis für den Mischcharakter der galiläischen Bevölkerung — „Jesus kein Jude!" — verwertet hatte, ist nun für Judäa gleichfalls bezeugt, womit die letzte Stütze für jene rein tendenziösen Vermutungen zusammenbricht. — Die allgemeine Bedeutung des Dialekts hat Schultheß auf weitem geschichtlichem Hintergrunde in seiner früheren Broschüre „Das Problem der Sprache Jesu" (Zürich 1907) gezeichnet, auf die hier nochmals nachdrücklich hingewiesen sei. Walter Baumgartner

Jesu Bergpredigt. Rabbinische Texte zum Verständnis der Bergpredigt ins Deutsche übersetzt, in ihren Ursprachen dargeboten und mit Erläuterungen und Lesarten versehen von Paul Fiebig. Forschungen zur Rel. u. Lit. d. Alten u. Neuen Test. N. F. 20. Heft. Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen 1924. 5 u. 152 u. 82 S. 10 M.

Sehr zu ihrem Schaden hat die neutestamentliche Wissenschaft die Rabbinica so lange vernachlässigt. Es ist ungemein lehrreich, eine solche Sammlung rabbinischer „Parallelen" durchzulesen. Sehr vieles scheint ja ziemlich weit abzuliegen, zeigt gerade nur, wieweit die ethischen und religiösen Begriffe und Probleme, wieweit auch die Ausdrucksformen dieselben oder doch recht ähnliche sind. Aber dann stößt man wieder auf ganz überraschende Entsprechungen, etwa auf den Satz „Jeder der sich ein Weib mit Absicht betrachtet, (ist) wie wenn er sie begattet hätte" (Nr. 145, S. 53), der dem bekannten Worte Jesu Mt. 5, 28 nach Form und Inhalt so überaus nahe steht. Da verspürt man die ganze Schwere der Frage, worin denn eigentlich das Neue und Besondere der Predigt Jesu bestanden habe. Fiebig will sie nicht beantworten, wohl aber uns das Material zu einer sachlichen und gerechten Beantwortung an die Hand geben. Und dafür danken wir ihm. Vor dem „Kommentar z. N. T. aus Talmud und Midrasch" von Strack-Billerbeck (1922 ff.), der ähnliche Zwecke verfolgt, hat Fiebigs Sammlung das voraus, daß die Übersetzung oft etwas genauer ist und auch der Originaltext mitgeteilt wird. Für eingehendere und namentlich formale Untersuchungen ist sie darum unentbehrlich. Walter Baumgartner

Der Hirt des Hermas. Von Martin Dibelius. (Handbuch zum Neuen Testament, herausgegeben von Lietzmann. Erg.-Bd.: Die Apostolischen Väter. S. 415—644, Nr. IV.) J. C. B. Mohr, Tübingen 1923. 3, geb. 3.80 M.

Mit dieser Arbeit ist der die apostolischen Väter behandelnde Ergänzungsband zum N. T. des Lietzmannschen Handbuches zum Abschluß gelangt. Die sorgfältige, die Probleme gründlich behandelnde Exegese von Dibelius bedarf kaum noch einer Empfehlung; auch dieser Kommentar bietet sich dem, der sich mit der seltsamen Schrift des altchristlichen Propheten beschäftigen möchte, als zuverlässiger und kundiger Führer an. Die Art der Exegese ist die religions- und traditionsgeschichtliche; Unstimmigkeiten und Schwierigkeiten der Darstellung werden zumeist aus der nicht völlig verarbeiteten Tradition zu erklären gesucht, während der Verfasser literarkritischen Zerlegungshypothesen mit Recht zurückhaltend gegenübersteht. Bei aller Anerkennung der Vorsicht, die Dibelius bei Anwendung dieses Grundsatzes walten läßt, wird man bisweilen fragen, ob der Verfasser bei dem Postulieren von solchen Traditionen nicht doch noch zuweit gegangen ist; Ungeschick der Darstellung, Widersprüche, mangelhafte Durchführung und Ausdeutung von Gleichnissen können auch noch andere Ursachen haben als mangelhaft verarbeitete Tradition. Denn Konsequenz und Klarheit des Gedankenaufbaus können wohl dem Logiker als Ideal vorschweben, der Psychologe aber — und das ist doch jeder Exeget — darf sie nicht ohne weiteres, besonders nicht bei einem Schriftsteller wie Hermas voraussetzen; wenn es möglich ist, in den Schriften der schärfsten Denker Widersprüche aufzudecken, so braucht die Ursache davon nicht immer in der Vorgeschichte des Stoffes gesucht zu werden. Doch — solche im Einzelnen öfters zu erhebenden Einwände — sollen den Wert der geleisteten Arbeit nicht herabsetzen. Wilhelm Mundle

Die apostolischen Väter. Neubearbeitung der Funkschen Ausgabe von Karl Bihlmeyer. (Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlichen Quellenschriften, herausgegeben von Gustav Krüger. 2. Reihe, 1. Heft.) Erster Teil: Didache, Barnabas, Klemens I und II, Ignatius, Polykarp, Papias, Quadratus, Diognetbrief. Tübingen, J. C. B. Mohr 1924. L u. 163 S. 4.50, geb. 5.50 M.

Epistula apostolorum, nach dem äthiopischen und koptischen Text, herausgegeben von Hugo Duensing. (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, herausgegeben von Hans Lietzmann.) Bonn, Marcus und Weber 1925. 42 S. 2 M.

Pistis Sophia. Ein gnostisches Originalwerk des dritten Jahrhunderts aus dem Koptischen übersetzt, in neuer Bearbeitung mit einleitenden Untersuchungen und Indices, herausgegeben von Carl Schmidt, Prof. d. Theol. an der Universität Berlin. Leipzig, Hinrichs 1925. XCII und 308 S. 10.50, geb. 12 M.

Man hört manchmal die Klage, unsere theologische Jugend sei so sehr durch das systematisch-theologische Interesse oder gar durch unfruchtbare Problematik in Anspruch genommen, daß das Interesse für die Geschichte und ihre Dokumente bedauerlich zurückgegangen sei. Das ist in der Tat mitunter zu beobachten, aber glücklicher Weise dürfen solche Erfahrungen nicht verallgemeinert werden, sondern man beobachtet gerade auch, daß sich ein neues Interesse den Quellen zuwendet, wohl in dem Bewußtsein, daß man mit neuen grundsätzlichen Gedanken oder Fragen die Möglichkeit, neu zu lesen und zu verstehen, gewonnen hat. So glaube ich daß die Quellenschriften, die ich hier zur Anzeige bringen soll, ihre Leser finden werden.

Sehr erfreulich ist zunächst, daß die alte kleine Ausgabe der Apostolischen Väter von Funk durch eine neue Ausgabe seines Tübinger Nachfolgers Bihlmeyer ersetzt wird. Der erste Teil liegt vor; der zweite, der den Hirten des Hermas enthalten wird, steht noch aus. Mit Verwertung des neuerschlossenen handschriftlichen Materials konnte der Text der neuen Ausgabe vielfach verbessert werden; in den Einleitungen zu den einzelnen Schriften, die neu gearbeitet wurden, ist die neue Literatur sorgfältig verzeichnet. Der wichtigste Fortschritt ist der, daß dem Text ein kritischer Apparat beigegeben ist, der natürlich dem Zweck der Sammlung entsprechend nicht alle Varianten des Textes enthält, aber eben dem Zweck wohl genügt. Über die Frage der Textherstellung ist hier nicht zu debattieren, genug daß die angeführten Varianten dem Leser seine Freiheit lassen. Jedenfalls ist es dankbar zu begrüßen, daß für unsere Studierenden (und nicht nur für sie) wieder eine treffliche Ausgabe der apostolischen Väter vorliegt, die einen wesentlichen Fortschritt bedeutet.

Ebenso ist es sehr erfreulich, daß durch die Übersetzung von H. Duensing ein eigenartiges und höchst interessantes Stück der altchristlichen Literatur für weitere Kreise zugänglich gemacht wird, das bisher nur in einem dicken Bande der „Texte und Untersuchungen" existierte und damit leider einem größeren Leserkreis entzogen war. Die „Epistula apostolorum" war 1919 durch C. Schmidt und J. Wajnberg unter dem Titel „Gespräche Jesu mit seinen Jüngern nach der Auferstehung" zum ersten Male herausgegeben worden. Wie dieser Titel zeigt, handelt es sich um Offenbarungen des Auferstandenen, die in der Form eines von den zwölf Aposteln verfaßten katholischen Briefes vorgetragen werden. Den ganzen Inhalt der merkwürdigen Schrift hier auszubreiten, wäre zu weitläufig. Es finden sich Mitteilungen über das Wunderwirken Jesu auf Erden, Offenbarungen über seine göttliche Natur, seinen Herabstieg aus der Himmelswelt und seine Auferstehung und schließlich eschatologische Weisagungen. Wie in aller apokalyptischen Literatur sind hier allerlei Traditionsstoffe verbunden. Entstanden ist das Buch vielleicht noch in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Ob die Heimat Kleinasien oder Ägypten sei, hat man gefragt; die Untersuchung ist aber hierfür

wie für viele andere Fragen noch nicht abgeschlossen. Interessant ist die Schrift besonders als Dokument eines volkstümlichen Christentums, in dem die Grenzen zwischen kirchlicher und gnostischer Frömmigkeit sich stark verwischen.

Ganz in die Welt des Gnostizismus mit seiner bunten Phantastik führt die Pistis-Sophia, die 1903 C. Schmidt in der Sammlung der griechisch-christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte herausgegeben hatte. Da dieser Band vergriffen ist, muß man dem Herausgeber wie dem Verlag dankbar sein, daß sie dies hochinteressante Werk neu zugänglich gemacht haben und zwar für einen größeren Leserkreis. Diesem zu Liebe sind die textkritischen Anmerkungen fast ganz fortgelassen und ist eine orientierende Einleitung vorangeschickt, die auch für den Mitforscher wichtig und lehrreich ist. Rudolf Bultmann

Das christliche Lebensideal des Chrysostomus auf Grund seiner Schrift περὶ ἱερωσύνης. Von Pfarrer Alfred Kulemann. Berlin, G. Nauck 1924. 48 S. 1,20 M.

Der Verfasser stellt sich die reizvolle Aufgabe, den ewigen Gehalt der Jugendschrift des Johannes Chrysostomus über das Priestertum einem breiten Kreis moderner Leser zugänglich zu machen, ohne daß er sich im Einzelnen an den Wortlaut oder auch nur an den Gedankengang seiner Vorlage bände. Sein Versuch scheint mir wohlgelungen. Daß er obendrein einen Nebentitel: Eine pastoral-theologische und psychologische Studie rechtfertigen will, indem er beim Geist der Zeit (um 370!) nach dem Schlüssel sucht zu einem richtigen Verständnis und einer richtigen Wertung des Dualismus und der Ethik des Chrysostomus, bedauere ich trotz oder vielmehr wegen einiger darin vorkommender feiner Beobachtungen, weil der Rahmen für die Erschöpfung solches Programms zu eng gespannt ist: warum aus einem Brünnlein schöpfen, wo daneben zahlreiche Quellen so reichhaltige Massen klarsten Wassers entströmen lassen?

Adolf Jülicher

Die Theologie Karl Barths. Von Max Strauch. München, Chr. Kaiser Verlag 1925. 60 S. 1.30 M.

Die erste sachliche und zusammenhängende Darstellung der Theologie Karl Barths liegt in dieser Schrift nun vor. Man erschrickt zunächst etwas über den Titel. Denn eine Theologie will Karl Barth ja gerade nicht geben, sondern nur das „bischen Zimt". Es wäre wirklich schade — und ein solcher Titel, wie ihn diese Schrift hat, könnte mit dazu beitragen — wenn das, was Barth zu sagen hat, nun zu einer Theologie gestempelt würde in dem Sinn, wie es andere Theologien gibt. Doch weiß das der Verfasser natürlich auch, spricht ausdrücklich davon, daß es sich bei Barth gerade um ein Korrektiv zu allen bestehenden Theologien handelt. So mag der Titel hingenommen sein. Das soll auch der einzige Vorbehalt sein, den wir dieser Einführung in die Barthsche Gedankenwelt gegenüber erheben. Man kann sie nur als wohlgelungen bezeichnen. Wem es schwer wird, sich in Barth einzulesen und ihn zu verstehen — und wem würde das nicht schwer? der findet hier eine wertvolle Anleitung zum Verständnis, Natürlich auch nicht mehr. Denn ein Ersatz für das Studium Barths selber darf ein solches Büchlein niemals sein.

Julius Sammetreuther

Die Dialektik der Gottesidee in der Theologie der Gegenwart. Von D. Willy Lüttge. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften.) Tübingen, J. C. B. Mohr 1925. 27 S. 1 M.

Der vorliegende Vortrag ist sehr wertvoll. Er stellt zuerst fest, welche religiösen Motive und Erfahrungen sich bei Barth und seinen Freunden geltend machen. Dann aber wird aufgewiesen, wie eben die Dialektik des Gedankens, der Barth sich untertan mocht, die eigentliche Gotteserfahrung des lebendigen schöpferischen Gottes nicht zur Auswirkung kommen läßt, wie wesentliche „Impulse" christlicher Gotteserfahrung sich nicht durchsetzen können. Es ist dem zuzustimmen, daß die eigentliche Erkenntnis des Göttlichen Barth noch verschlossen ist. Das „ganz Andere", das der betende Mensch sucht und in der Vergänglichkeit, d. h. „heute" schon finden möchte, ist die schöpferische Liebe, die ja auch das Christentum erst zum Leben gebracht hat und das Traumleben zu Ende bringen will. „In dieser Torheit sich opfernder Liebe zwingt sich in alle Vergänglichkeit hinein und überwältigt alle Alltäglichkeit die unerhörte Wirklichkeit des lebendigen Gottes." Das Büchlein ist geeignet uns nicht an Barth vorbei, aber über ihn hinaus zu führen zu der Antwort auf die Frage, die er selbst im Namen Gottes und vieler seiner Brüder so dringend und drängend wieder gestellt hat. Kurt Lehmann-Issel

2

Drei Schriften von der Kirche.

Du und deine Kirche. Eine Handreichung für das evangelische Kirchenvolk. Mit Beiträgen von Prälat DDr. Schoell, Sup. Diestel und Pastor Bunke. Dargeboten von Dekan Paul Scheurlen. Stuttgart 1925, Quellverlag der Evangelischen Gesellschaft. 70 S. 0.75 M.

Vom Kampf gegen die Kirche für die Kirche. Von Hermann Schafft. Vorträge zur evangelischen Kirchenfrage für Glieder unserer Gemeinden. Neuwerk-Verlag Habertshof bei Schlüchtern 1925. 108 S. 2 M.

Aufbau. Von Johannes Schwarzkopf. Beiträge aus einer kirchlichen Aufbauwoche in Mecklenburg. Schwerin i. M., Friedrich Bahn 1925. 96 S. 1.80 M.

Es ist von Interesse diese drei ihrem Thema nach verwandten Schriften nebeneinander zu stellen. In ihnen begegnen uns drei völlig verschiedene Typen evangelischen Kirchentums.

Die erste der genannten Schriften ist auf den aus Sonntagsblättern genugsam bekannten Ton problemloser Besitzerfreude gestimmt. Das Buch soll denen in der Kirche und mehr noch denen am Rande zu Bewußtsein bringen, was man der Kirche verdankt, und was man demgemäß ihr schuldig ist. Das wäre an sich gewiß eine erfreuliche Aufgabe, wenn sie nicht mit so anfechtbaren Mitteln angefaßt würde, wie das hier zumeist geschieht. Man treibt Stimmungsapologetik! Ein Beispiel: „Den innersten Sonntagssegen gibt uns die Kirche im Gottesdienst. Wieder steigt vor mir mein sonniges Kinderland auf. Schon auf den Samstagabend fiel ein Licht vom Tag des Herrn. Die Gasse war gefegt, die Wohnung gescheuert. ... Wie schön sind unsere evangelischen Gottesdienste. Wir hören da in unserer lieben deutschen Muttersprache zu uns reden von dem Höchsten." Man hat den Eindruck, daß hier lediglich oder wenigstens als captatio benevolentiae an sentimentale Erinnerungen der Leser appelliert wird. Als wenn das der Sinn der Kirche sei, einen Schatz gefühlvoller Erinnerungen dem Menschen für seinen Alltag zu liefern. Und als wenn darin die Unentbehrlichkeit und der Wert der Kirche, so wie sie heute ist, bestände und bewiesen wäre, daß sie auch heute noch zu solcher Gefühlsbetonung weltlicher Angelegenheiten fähig ist. Diese Besitzerfreude ist sehr verschieden von der reformatorischen, die wesensmäßig immer wieder in Frage gestellt wird. In diesem Buche hört man nichts von der ungeheueren kirchlichen Not, die die Kirche selbst zum Problem macht. Die Kirche ist da, ist fertig, und nun wird untersucht, was wir ihr schuldig sind. Die Frage aber, was die Kirche uns schuldig ist, und mehr noch, was sie uns heute so oft schuldig bleibt, diese Frage kommt in diesem Buch nicht vor. Es will scheinen, als ginge man von der Grundvoraussetzung aus, daß die Kirche eine in sich wertvolle und letzte Größe sei, wenn es gelegentlich heißt, daß wir der Kirche ein sittliches Leben schuldig seien. Hier hat sich die Kirche als Zwischeninstanz nach katholischem Muster eingeschoben. Und dann noch Eins. Warum redet man zu den Gemeindegliedern nicht von den Fragen, die die Problematik der Kirche betreffen? Fürchtet man, die Gemeinden zu verwirren und völlig zu verlieren, wenn man offen auch die Gefahren der Kirche eingesteht? Glaubt man indessen, daß diese „Als-Ob-Haltung", die sich stellt, als sei alles in bester Ordnung, die Entkirchlichten anzuziehen und die Kirchlichen wirklich religiös zu binden imstande sei?

Ganz anders stellt sich die Schrift von Schafft zu denselben Fragen. Hier wird der Weg mutig beschritten, auf dem man die Gemeinden teilnehmen läßt an der Besinnung auf die Gefahren und Aufgaben der Kirche. „Kampf gegen die Kirche" — warum? Weil sie gar zu oft die oben gezeichnete Besitzerstimmung aufgezogen hat. Dieser Kampf „gilt jeder Form von Frömmigkeit, bei der Gott irgendwie zum Mittel gemacht wird, bei der der Blick zuletzt auf irgendeinem endlichen Gut und Ziel hängen bleibt". Allem toten Besitz wird unerbittlich die Existenzberechtigung abgesprochen und demgegenüber gerade als Maßstab das Bewußtsein um die stets nahe gelegene Gefahr der Entwertung und des Mißbrauches auch des Heiligen in der Kirche aufgerichtet. Was in dem oben genannten Buche als wertvoller Besitz aus der Väter Tagen, was als selige Jugenderinnerung gepriesen wird, das verfällt hier dem Gericht, wenn es nicht mehr ist, als was es oben erschien. Ein Beispiel dafür: Zu dem Wichtigsten, das die Kirche bietet, zählt das erste Buch die Konfirmation, natürlich so, wie sie war und ist. Demgegenüber bezeichnet Schafft die bisher übliche Art der Konfirmation geradezu als „ernsteste Verdunkelung des Evangeliums in der Kirche". Er nennt die Konfirmation in ihrer heutigen Gestalt „den ununterbrochenen Selbstmord der evangelischen Kirche, denn sie leugnet in ihrer Art das Wesen und Wirken der frohen Botschaft". Es wäre noch viel über dies ausgezeichnete Buch zu sagen. Hier kam es darauf an, die beiden heute sich in der Kirche gegenüberstehenden Typen zu charakterisieren, den einen, der das Gericht Gottes auf die Glieder der Kirche abschiebt, und den anderen, der auch und gerade die Kirche selbst mit unter dies Gericht stellt.

Von beiden vorher genannten Büchern ist das dritte verschieden. Es ist die Wiedergabe etlicher in einer in Mecklenburg veranstalteten „Aufbauwoche" gehaltenen Reden und Vorträge. Im wesentlichen also auf praktisch-sittliche Fragen eingestellt, behandelt es Aufgaben moderner Erziehung und sozialer Gesinnung, ferner die Antialkoholbewegung und verwandte Dinge. Interessant ist der am Ende des Buches gegebene Bericht über diese neue Form aufbauender Arbeit der Kirche. Auch wird betont, daß, entgegen der bisher üblichen Art, der Gemeindegedanke mehr und mehr in den Vordergrund zu treten habe und in der veranstalteten Aufbauwoche getreten sei, in der richtigen Erkenntnis, daß auch unsere Gottesdienste in den seltensten Fällen wirklicher Gemeinschaft gedient haben. Schon um der zahlreichen und wertvollen Hinweise auf neue Arbeitsgebiete und -Methoden der Kirche willen, die sich selbst als des Aufbaus bedürftig erkennt, ist dem Buch weite Verbreitung zu wünschen.

Gustav Mensching

Die kommende Kirche. Gedanken zum Werdenden innerhalb unserer deutschen evangelischen Kirchen. Von Lic. Erich Stange. Dritte, umgearbeitete Auflage. Dresden, C. Ludwig Ungelenk 1925. 175 S. 3.50 M.

Die kommende Kirche ist immer Gegenstand meiner besonderen Liebe gewesen. Man hat sich auf sie zurückgezogen, wenn einem die gegenwärtige oder vergangne nicht recht gefiel, und man hat die vergangne und gegenwärtige geliebt, weil sie die Frucht der kommenden in ihrem Schoße trug. Dabei konnte die Vorstellung von dem zu Erwartenden trügerisch bleiben. Das habe ich mit meinen Vorträgen über „die Kirche nach dem Kriege" (1915) und über „das königliche Priestertum der Gläubigen" (1918) reichlich erfahren. Jenem hat der Ausgang des Krieges, diesem die Erschrockenheit der Kirche, die zu keiner großen Tat fähig war und sich nur gezwungen auf eine neue Basis stellte, den Boden unter den Füßen weggezogen. Ein andres Geschlecht nun denkt dem Führerproblem nach und will die ecclesiola in ecclesia. Was der Verfasser (der den beneidenswerten Titel eines „Reichsjugendwarts" führt) zu sagen hat, ist sehr beachtenswert. Enttäuscht hat mich die Behandlung der Konfirmationsnot. Ich vermißte von dem Sachsen ein offenes Wort über die völlig unmögliche, verhängnisvolle Ordnung, welche die Konfirmationspraxis gerade in Sachsen gefunden hat. Im übrigen pflegt der Verfasser ein wesentlich pietistisches Ideal bei allem modernen Einschlag, der seinen Gedanken und Forderungen nicht fehlt. Es ist unmöglich, in einer kurzen Anzeige die Menge der Fragen auch nur aufzuzählen, die er anrührt. Wir begrüßen das Anregende und Treibende der Schrift, empfehlen sehr den Vergleich mit der Schafftschen (s. o.) und bekennen uns allen ungünstigen Momenten zum Trotz zur „Volkskirche" als dem Gebot der Stunde. Rade

Vom Staatskirchentum zur Menschheitsreligion. Sozialismus, Völkerbund und Christentum. Von Max Bürck. Schlüchtern, Neuwerk-Verlag. (Neuwerk-Bücherei 3.) 131 S. 1, geb. 1.50 M.

Der für das Höchste in seiner Reinheit begeisterte Verfasser holt sich seine Waffen aus der Rüstkammer Kants, in dessen Gedanken er mit Intuition eindringt. Eigentlich sollten Bücherbesprechungen nicht mit dem Inhalt der Werke vertraut machen. Aber ich kann nicht umhin, Einzelnes, was mir besonders bedeutsam erscheint, herauszugreifen. In kirchlichen Zeitschriften wird gegenwärtig viel über das deutsche Christenrecht. Richter unserer Feinde zu sein usw. diskutiert. Wenn einer nicht schon durch das Neue Testament klare Richtlinien bekommen hat und jegliche Diskussion für und wider als unnütze Zeitvergeudung unterläßt, dann dürften ihm wahrhaft durch die Ausführungen Bürcks die Augen aufgehen. Sein Buch ist durchflammt von der Anklage gegen die christlichen Kirchen, sie seien bankerott. Darin liegt sehr viel Wahres, wenn auch nicht die ganze Wahrheit. Ich brauche sattsam Bekanntes nicht zu wiederholen. Man findet aber keinen Agitator, auch keinen Träumer, sondern einen Mann, dem die Not des Volkes auf der Seele liegt. Das, was das Buch gelegentlich utopisch werden läßt, ist nicht die religiöse und kulturelle Romantik, sondern eine wissenschaftliche, nämlich die von Völker- und Staatsindividuen. Ich kann hier leider nicht den ausführlichen wissenschaftlichen Gegenbeweis geben, schon deshalb nicht, weil Bürcks Buch ganz der „Praxis" dienen will. (Bemerkt sei jedoch, daß seine leider nur etwas kurze wissenschaftliche Beweisführung glänzend und dadurch wohl auch frappierend ist.) Die Frage, die Bürck sich stellt, lautet: Wie kann die Menschheit wieder genesen? Antwort: Durch die Liebe. Da aber die Liebe das Allerpersönlichste ist, muß ich mich mit dieser Liebesforderung an das Individuum wenden. Gerade da bricht nun Bürcks Individuumstheorie zusammen. „Die innere, sittliche Kraft der Volksseele im Ringen wider das Böse ... hängt von jedem Einzelnen ab. Je mehr Einzelne die Macht durch Liebe im Zusammenleben immerfort überwinden, um so leichter wird es der Volksseele, ihren Körper, den Staat, friedlich in der Völkerfamilie durchzusetzen." Wieder sei auch bei diesen Sätzen der Verlockung, mit der wissenschaftlichen Sonde vorzugehn, widerstanden. Schlicht und klar stellt sich uns jetzt nämlich das praktische Ergebnis vor Augen: Am einzelnen Menschen liegts; an den einzelnen Menschen ist der Appell zu richten. Die Kleinarbeit von Person zu Person ist die Arbeit. Und sie scheint mir allerdings von Bürck in seinem Buch nicht genügend beachtet zu sein. — Das hat dann leider zur Folge, daß solche Schriften, die mit dem Herzblut geschrieben sind, nicht den treffen, im Innersten packen, der gemeint ist, jeden Einzelnen. Erschütterungen vor etwas Dunklem, Unheilvollem werden auf solch flammende Worte erfolgen; aber dem Dunklen entzieht man sich durch die Flucht in den Spott und die Verachtung: Utopisten! Mit diesem Wort gewinnt man wieder die Herzerleichterung. Es handelt sich tatsächlich in allem irgendwie Religiösen zunächst einmal um Gott und die Seele.

Wenn Bürck und seine Mitkämpfer aus allen Lagern das beachten und die wissenschaftlich-methodische Besinnung walten lassen wollten, könnte man gerade derlei Schriften aufs herzlichste begrüßen. Mit dieser Korrektur, die mir von meinem Freund ja nicht übel ausgelegt werden wolle, wünsche ich der Neuauflage des Buches ein fröhliches Glückauf zur Fahrt ins deutsche Vaterland. Denn es sind feine Beobachtungen drin.

Otto Hofmann

Kirche, Sekte und Gemeinschaftsbewegung. Von Lic. Ludwig Thimme. Schwerin, Bahn 1925. 120 S. 4.50, geb. 7.50 M.

Je einflußreicher die Gemeinschaftsbewegung wird, desto nötiger ist es, sie genau kennen zu lernen. Aus genauer Kenntnis heraus stellte sie Thimme dar, und zwar in einem größeren Zusammenhang. Es gibt eine Soziologie des Christentums und seiner Erscheinungsformen; gegen Troeltsch führt er die These durch, daß nicht die äußere Form, sondern der innere Besitz von Anfang an das Wesen der Kirche und später das der Sekte und der Gemeinschaft bestimmt habe. Das ist überzeugend nachgewiesen. Noch wichtiger ist die ausführliche Darstellung der Geschichte des Gemeinschaftswesens, in der zum ersten Male der Einfluß Wicherns als richtunggebend aufgewiesen ist. In einem Schlußteil, einer Praktischen Theologie in nuce, sind die Folgerungen aus der soziologischen Grundlage gezogen, die besonders auf die Einarbeitung des Gemeinschaftsgedankens in die Kirche in der Betonung des „Gemeindeherns" hinauskommen. Eine gediegene Darstellung, die diese ebenso zeitgemäßen wie richtigen Gedanken leicht eingeben. Friedrich Niebergall

Die Einigung der Kirche vom evangelischen Glauben aus. Von René Heinrich Wallau. Berlin, Furche-Verlag 1925. 255 S. 10, geb. 12 M. *).

Bei der feierlichen Eröffnung der Stockholmer Weltkonferenz nannte der Sprecher der amerikanischen Abteilung als 4. Punkt des Arbeitsprogramms die Aufgabe: „sich zu erheben über Provinzialismus und Sektierertum und weite Gesichtspunkte im Blick auf das Reich Gottes und unsere Beziehung zu ihm zu gewinnen." In eben diesem Geiste ist Wallaus Buch geschrieben, und es soll mit allem Nachdruck anerkannt und ausgesprochen sein, daß wir einen Grund zum Danken darin sehen, gerade einen deutschen Theologen als Verfasser dieser größten Weltsicherheit für die Gedanken der Weltkonferenz nennen zu dürfen. Denn wo wäre es so nötig gewesen, die Kirchen aus dem Provinzialismus herauszureißen, als bei uns! Mag die Sektiererei anderswo größer sein, die lokale und gesellschaftliche Verengung des Blicks ist bei uns endlich so bestimmend war und es leider noch immer ist, dürfte schwerlich zu übertreffen sein. Die Begeisterung eines Christentums, das sich seiner Kräfte und Zukunftsmöglichkeiten bewußt wird, sobald es aus der Enge des Provinzialismus herausetritt, weht durch alle Kapitel dieses bedeutenden Buches.

Auch Form und Inhalt verdienen dankbare Anerkennung. Man wird in die verschiedenen Strömungen eingeführt, die seit wenigen Jahren erst, und doch bereits mit erstaunlicher Breite und Wirksamkeit auf die „Einigung der Kirche" hindrängen. Einerseits erfährt man Genaueres über Entstehung und Konstituierung der verschiedenen Organisationen, andererseits versteht Wallau auch nicht zurück vor der peinlich verwickelten Aufgabe, Triebkräfte und insbesondere Probleme dieser ganzen Bewegung ausführlich herauszustellen. Auf einen ersten Teil: „Die Ansätze zur Lösung des Problems" folgt ein zweiter: „Die grundsätzlichen Voraussetzungen für die Einigungsarbeit". In dem zweiten liegt die eigentliche Schwierigkeit der Arbeit, und hier müssen begreiflicherweise manche Thesen anfechtbar erscheinen, sofern man einige Voraussetzungen dieses Gedankenganges nicht teilen kann.

Ich darf mich wohl darauf beschränken, aus diesem Umkreis gerade ein Beispiel herauszugreifen, das mir persönlich naheliegt: das Verhältnis zur amerikanischen Arbeitsweise. Wallau beanstandet meine These gegen den „Amerikanismus". Mit einem gewissen Recht! Ich habe selbst in einem als Nachtrag zu meinem Missionsbuch gedachten Aufsatz **) den Vorwurf schärfer umgrenzt und gegen Mißverständnisse zu sichern gesucht. Der Vorwurf geht in seinem Kern überhaupt nicht gegen Amerika, sondern gegen uns, insofern bei uns eine Neigung zu unorganischer Nachahmung amerikanischer (an sich natürlich möglicher) Methoden zu beobachten gewesen ist, vielleicht auch noch immer ist. Es liegt mir fern, einen Richterspruch zu fällen. Tatsächlich handelt es sich in der (ja längst vor meinem Buch geführten) Debatte über „Amerikanismus" um eine ausgesprochen europäische, ja oft rein deutsche Angelegenheit. Wallau schlägt gern die „Synthese" als Lösung vor (251 f.). Auch Calvinismus und Luthertum sieht er wie Leib und Seele ineinander wachsen (212 f.). Kein Zweifel, daß in vielen Fällen eine solche organische Verbindung zur Befriedung und zu erhöhter Lebendigkeit führt! Erst recht kein Zweifel, daß das christliche Prinzip der Gliedschaft am corpus mysticum Christi uns in diese Richtung weist. Aber diese Symbiose der Konfessionen, Kulturen und Völker darf nicht auf Kosten von Wahrheit und Fülle des Evangeliums vor sich gehen. Der Verfasser selbst deutet diese Warnung wiederholt an. Doch streift er sie nur (z. B. 251 f., wo er den „revolutionären Ernst eines Tolstoi" ausklammert)!

In dem vorzüglichen Bericht des Sub-Komitees I der Kommission III des Stockholmer Konzils wird ausdrücklich aner-

*) Vgl. Nr. 29/30: Kultische Katholizität. Die Besprechung des Wallauschen Buches dort war Herrn Petersmann doch mehr zu einer Ausführung eigner Gedanken geraten. So mag eine eigentliche Kritik hier noch folgen. Das Buch hat es begreiflicherweise andauernd im Mittelpunkt des Interesses. D H

**) Vom Pietismus zum Volkskirchentum. Allg. Missionswissenschaftliche Studien Nr. 1. Gütersloh 1924.

kannt, es bestehe eine ernste Gefahr, „daß die Kirchen über ihrer Arbeit ins Äußere und Weite hinein ihre heiligste Pflicht versäumen könnten: jene innere, innerlichste Mission, die ihnen anvertraut ist, die Arbeit an der Einzelseele und an den Seelen überhaupt" (Bericht S. 47 f.). Und im gleichen Zusammenhang (S. 48) wird betont, „daß in der inneren seelischen Geschichte des Christentums der letzten beiden Jahrhunderte zwei Typen der Frömmigkeit miteinander zu ringen begonnen haben: ein mehr individualistisch-eschatologischer und ein mehr universal-sozialer". Dies ist die Fragestellung, aus der heraus ich zögere, die „Synthese" so glatt zu erhoffen, wie das Wallau und viele Andere tun. Das soll gar kein Einspruch gegen irgendwelche Position sein, sondern nur eine Bitte um Verständnis derer, die trotz aller Liebe zur una sancta (zur „einen heiligen allgemeinen christlichen Kirche") des dritten Artikels sich ein wenig länger besinnen müssen, ehe sie auf Verwirklichung der Einheit in solcher Weise zu hoffen wagen.

Doch hängt das zusammen mit einer anderen Frage, die der dritte Teil des Buches: „Die kirchliche Einigung vom evangelischen Glauben aus" nahelegt. Stockholm — Einigung — Kirche — evangelischer Glaube — soziale Mission des Christentums — Beitrag zur Lösung politischer Fragen und mancherlei Anderes: das wird schließlich doch von dem Verfasser in einen einzigen großen Komplex zusammengeschmolzen. Unter Berufung auf das biblische Ut omnes unum sint („auf daß sie alle eines seien" Joh. 17, 21) wird das Söderblomsche Losungswort „Evangelische Katholizität" als Panier aufgeworfen und unter seinem Zeichen das Einmünden aller Ströme in das Weltmeer der Konferenz for life and work (für Leben und Arbeit) empfohlen.

Darin liegt aber eine Gefahr, mindestens die der Unklarheit. Die Bewegung for life and work will etwas Bestimmtes. Was Wallau schildert, ist ein Mannigfaltiges, das auseinandergenommen werden muß. Es sind zum wenigsten vier verschiedene Anliegen, die — bei aller persönlichen und religiösen Beziehung untereinander — in der Sache jedes etwas für sich sind:

1. Herausarbeitung einer gemeinsamen christlichen Sozial-Ethik, eine starke theologische Aufgabe mit wesentlichen Einschlägen von Ethik und Politik. Im Schlagwort: Herstellung einer „christlichen Internationale", die an der Bildung des Weltgewissens mitarbeitet!

2. Evangelische Katholizität, d. h. Verwirklichung einer möglichst umfassenden Organisation, die alle christlichen Kirchen auf irgendeiner Basis, zu gemeinsamer Arbeit zusammenbringt. Das will Stockholm!

3. Zusammenschluß des Protestantismus, d. h. Sammlung aller protestantischen (lutherischen, reformierten usw.) Kirchen und Gruppen in konfessioneller Abgrenzung gegen Rom, gegen den Osten, wahrscheinlich auch gegen den Anglikanismus. Also Schaffung einer übergeordneten Instanz, die alle auf der Reformation fußenden Kirchen vertritt als Spitze einer der vier großen christlichen Weltgruppen!

4. Gebets- und Glaubenseinheit der una sancta, eine rein religiöse, stark persönliche und innerliche Angelegenheit derer, „so mit Ernst Christen sein wollen".

Natürlich kann man nun zwischen diesen vier Anliegen eine ganze Reihe möglicher Kombinationen bilden. Ob es aber heute schon und ob es wohl überhaupt angeht, alle vier in Eins setzen zu wollen, das muß ich durchaus in Frage ziehen. Wallau setzt die vier in Eins. Ihm ist Schaffung eines Weltgewissens (1) die Aufgabe, um die sich eine evangelische Katholizität (2) organisieren kann. Ihre Glaubenshaltung fließt aus grundsätzlich evangelischer Christlichkeit (3) und verwirklicht so — bei allen wohldurchdachten Bedenken gegen die Darstellung von Glaubensinhalten in sichtbarer Form — doch in ihrer Weise die una sancta (4). Daher denn überhaupt der Titel des Buches erst völlig deutlich wird: „Die Einigung der Kirche vom evangelischen Glauben aus."

Jedes dieser Worte trägt jedoch eine besondere Spannung in sich, und es ist allen Ernstes zu fragen, ob deren Lösung wirklich in einem einzigen Akte erfolgen kann. Viele der gegen das ganze Stockholmer Unternehmen als solches laut gewordenen Einwände hängen mit diesem Ineinsetzen mannigfaltiger Aufgaben zusammen. Und leider führt hier auch Wallaus Buch nicht aus der Verwicklung heraus. Wohl hält die Begeisterung bis zum Ende des Ganzen durch. Ja, es ist zu bewundern, wie es dem Verfasser gelingt, seine Grundtöne auch noch in den letzten praktischen Teil hinein ohne Abschwächung erklingen zu lassen. Das gibt seinem Buch den persönlichen und einheitlichen Zug.

Trotzdem bleibt ein Gefühl des Unbehagens nicht aus. Die harmonische Auflösung der Rechnung macht stutzig. Man ist zu rasch über Abgründe hinübergeglitten und fragt sich, ob das wirkliche Leben dem Zauberflug dieser Beredsamkeit folgen wird. Vielleicht greift dann mancher Leser noch einmal zur „Eiche", um sich von A. v. Harnack nüchtern sagen zu lassen: „Die Wiedervereinigung der Konfessionen ist undurchführbar" (1925, S. 30). Und noch lieber zu Hermelinks Aufsatz in der Zeitwende (1925, S. 14 bis 24) über „Stockholm und die Frage des Gesamtprotestantismus", wo die oben unter 3 genannte Aufgabe als besonders wichtig und eindeutig herausgestellt wird. (Vgl. CW 42/43 Sp. 934 ff.)

Auch mit dieser Auswirkung seines Buches kann Wallau zufrieden sein. Sie bestätigt ja nur den positiven Charakter seines Werkes und die Stärke der Anregung, die von ihm ausgeht. Man wird die weiteren Schritte zu jeder Art Entschränkung des deutschen Protestantismus nicht tun können, ohne immer wieder auf diese grundlegende Arbeit zurückzukommen. Sie ist das unentbehrliche Handbuch für Jeden, der in diesen Dingen mitreden oder gar mithandeln will, und ein neues Verdienst des rührigen Furche-Verlags. Heinrich Frick

3

Beschäftigungsbuch für Kranke und Rekonvaleszenten, Schonungsbedürftige jeder Art sowie für die Hand des Arztes. Von Anna Wiest. Mit einem Vorwort von Professor E. v. Romberg. 2. Auflage. Mit 122 Textabbildungen. Stuttgart, Ferdinand Enke 1925, 359 S. 5 M.

Das Buch kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen. In erster Linie für Krankenanstalten bestimmt, dürfte es sich auch für Kranke in der Familie eignen. Wer ein längeres Leiden überstanden hat, fühlt in der Genesung, falls er sonst an Arbeit gewöhnt ist, — und wer ist das in der heutigen Zeit nicht — das Gespenst der Langeweile herannahen. Nichtstun ist aber auf die Dauer am schwersten zu ertragen und die schädlichen Folgen wirken nicht nur auf das Gemüt, sondern auch auf den ganzen Körper. Denken wir nur, was in jahrelanger Gefangenschaft unsere kraftstrotzende Jugend durch die erzwungene Beschäftigungslosigkeit leiden mußte. Man wird also die Kranken schneller der Genesung zuführen, wenn man sie beschäftigt. Es ist erstaunlich aus dem mit vorzüglichen Abbildungen versehenen Buche die große Zahl von Beschäftigungsmöglichkeiten kennen zu lernen, die man für diesen Zweck bereits ausprobiert hat. Fröbelarbeiten, Liebhaberkünste, weibliche Handarbeiten, verschiedene Arbeiten für beide Geschlechter sind mit genauer Angabe der Technik beschrieben. Bezugsquellen, Material und Preise sind nicht vergessen. Bei jeder Beschäftigung ist angegeben, für welche Art Kranker sie sich eignet; es werden unterschieden körperlich leichtere, geistig leichtere, geistig ablenkende Arbeiten, solche für Bettlägerige, die liegend und die sitzend arbeiten dürfen, Beschäftigungen für körperlich Kräftigere usw. Das mit einem Vorwort von Professor v. Romberg versehene Werk kann nur bestens empfohlen werden. Justus Thiersch

Das Geheimnis des Ewig Weiblichen. Vorträge über Frauenkunde. Von Hugo Sellheim. 452 Seiten. Mit einem farbigen Bilde und 49 Textabbildungen. Zweite Auflage. Stuttgart, Ferdinand Enke 1924.

Das Buch mit dem vielversprechenden Titel gibt die Anschauungen eines Frauenarztes wieder, der aus seiner Erfahrung und Beobachtung heraus das Problem der Frau zu ergründen versucht. Entwicklungsgeschichtliche Betrachtungen, Vergleiche mit der Tierwelt werden herangezogen. Was der Künstler, der Philosoph, der Frauenrechtler in Vergangenheit und Gegenwart in einer fast unabsehbaren Literatur über die Frau zu sagen hat, wird in die einzelnen Vorträge eingeflochten. Fassen wir das Hauptergebnis dieses umfassenden Studiums zusammen, so gelangt Sellheim etwa zu folgenden Schlüssen.

In dem Kampf ums Dasein fällt der Frau die größere Aufgabe zu. Ihr natürlicher Beruf ist der der Mutter. Die Ansprüche, die das Leben an den Mutterberuf stellt, waren schon immer gewaltig, sie sind in dem harten Kampf der Gegenwart riesengroß geworden. Die Rassenhygiene verlangt eine gesunde Nachkommenschaft, der Staat hat ein nicht minderes Interesse daran. Mit der Beschaffenheit des kommenden Geschlechtes hebt und senkt sich das Kulturniveau. Der Mann mag in Wissenschaft, Technik und auf sämtlichen Arbeitsgebieten noch so viel leisten und zu seinem Teil zu der Hebung des Menschengeschlechtes beitragen, so ist doch alle Mühe umsonst, wenn nicht von vornherein die körperliche und seelische Gesundheit der Frau sowie ein gewisser Bildungsgrad gesichert ist. So ist also die Frau der Pol, um den sich das Wohlergehen der Völker dreht. Ein Blick in das soziale Leben genügt aber zu erkennen, daß die Stellung und Wertung der Frau keineswegs diesem Ideal entspricht und der Verfasser bespricht eingehend die Bedingungen, unter denen sich eine höhere Wertung zu vollziehen hat. Der Leser wird bekannt gemacht mit den physiologischen Unterschieden von Mann und Frau; anatomische Einzelheiten werden angeführt, um zu beweisen, wie ganz anders die Frau geartet ist. Sie hat, um ihren Mutterberuf zu erfüllen, Energien in sich, die der Mann nicht besitzt und während der Lebensperiode, innerhalb deren sie Kinder zur Welt bringt und erzieht, muß sie von diesem Kapital leben. Wehe ihr, wenn das Kapital zu dürftig ausgefallen ist oder sich zu rasch aufzehrt! Die Kinder, das Familienglück, die Gesellschaft tragen die Folgen. Das kostbare Gut der Gesundheit ist es also, das es zu behüten gilt. Des Einzelnen werden die Gefahren aufgezählt, die dem jungen Mädchen drohen durch mangelnde Aufklärung zur rechten Zeit seitens der Mutter über den Ehe- und Mutterberuf, über Gattenwahl und Mutterpflichten, durch falsche Einstellung zu der Forderung der Gleichberechtigung der Frau, die der Verfasser ablehnt. Nicht minder erfahren die Leserinnen, wie sie sich in der Ehe die Gesundheit erhalten können und auf welche krankhafte Erscheinungen sie besonders zu achten

haben. Sellheim gelangt bei allen diesen Betrachtungen immer wieder zu dem Schluß: die Frau ist nach jeder Richtung hin zu schonen. Ihr frühzeitiges Altern ist auf übermäßige Kraftausgabe zurückzuführen. Wer neben seinem Beruf als Mutter noch häusliche und berufliche Arbeit im Übermaß leistet, ruiniert sich vor der Zeit und was der Staat zum Schutze der arbeitenden Frau tun kann, ist er in seinem eigenen Interesse verpflichtet zu tun.

In den Vorträgen über „die Reize der Frau" und „das Geheimnis des Ewig Weiblichen" geht Sellheim auf psychologische Fragen ein. Was ist Liebe? Worin äußert sich die Anmut? Warum erhält sich die Frau solange jung? Warum ist der Ursprung der wahren Liebe die Mutterliebe? Welches sind die Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern in geistiger Beziehung? Diese und viele andere Fragen werden mit großer Ausführlichkeit zu erklären versucht.

Trotz der Verarbeitung eines ungeheuren Stoffes wird doch wohl Mancher das Buch enttäuscht aus der Hand legen. Denn, was er sucht, ist die Entschleierung des Geheimnisses des Ewig Weiblichen und, was er findet, ist eine anatomische Zergliederung. Ich habe die Empfindung, daß die zahlreichen, rein medizinischen Vorträge mit den für den Fachmann lehrreichen Abbildungen aus dem vorzugsweise für Laien bestimmten Buche fortbleiben sollten. Weitgehende Belehrungen über physiologische und krankhafte Vorgänge werden erfahrungsgemäß mangels genügender naturwissenschaftlicher Vorbildung falsch verstanden und richten mehr Unheil an als sie nützen. Mit der Fortlassung dieser Vorträge würden, was dem Buche nur vorteilhaft sein kann, auch die vielen und ermüdenden Wiederholungen derselben Gedankengänge verschwinden. Im Übrigen wird Derjenige, der sich mit Aufmerksamkeit in die aufgeworfenen Probleme vertieft, in dem Buche mannigfache Anregung und Belehrung finden.

Dresden Justus Thiersch

4

Das Alte Deutsche Weihnachtslied. Eine Auswahl, mit den Weisen in Klaviersatz. Herausgegeben von Karl Budde und Arnold Mendelssohn. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt 1925. Gebunden 5 Mark.

Ein ganz köstliches Buch; Seite um Seite finde ich neue Freude, Überraschendes, Unbekanntes, längst Vertrautes, liebgewordene Weisen im neuen Satz. Ernst Moritz Arndt ist zeitlich als Abschluß gerückt, so daß die Weihnachts-Kinderlieder späterer Entstehung nicht mit aufgenommen sind; es ist überhaupt kein Kinderbuch, sondern wird dem am tiefsten erfreuen, der sehen will, wie sich das Licht der Weihnachtsbotschaft spiegelt bei den großen Glaubensmännern, beim bescheidenen Dorfkantor und beim fröhlich jubelnden Volk. Vielleicht sind auch Mendelssohns Harmonien nicht für jedermann gleich zugänglich — da ist nichts oberflächlich oder süßlich. Wer das Buch nicht nur an dem einen Tag im Jahr hervorholt, sondern Worte und Klänge immer wieder auf sich wirken läßt, wird mit jedem neuen Aufschlagen Budde dafür danken, daß er mit solcher Liebe und Sachkunde edelstes Gut gesammelt hat, und sich darüber freuen, daß eine musikalische Kraft ersten Ranges wie Mendelssohn sich der schönen Lieder angenommen hat. Nur eins ist jammerschade: daß nicht jedes Lied seine Seite für sich bekommen hat, daß so oft mitten in der Strophe umgeblättert werden muß, oder Text und Weise auf verschiedenen Seiten stehen — sollte das nicht bei einer neuen Auflage zu ändern sein? Gottfried Rade

Wie erzählen wir den Kindern die biblischen Geschichten? Eltern und Lehrern zur Hilfe. Von Else Zurhellen-Pfleiderer und Lic. Otto Zurhellen. Sechste verbesserte Auflage. Tübingen, J. C. B. Mohr 1925. 356 S. 6 M.

Das Buch, das vielen Lesern der CW ein lieber Bekannter sein dürfte, sei wiederum allen Religionslehrern und besonders auch den Müttern aufs wärmste empfohlen. Wer so erzählen kann wie die Verfasserin, dem werden sich leicht die verschlossensten Kinderseelen öffnen. — Der Religionslehrer besitzt in dem Buch, das den Anforderungen der Gegenwart vollauf gerecht wird, einen zuverlässigen Ratgeber für alle schwierigen Probleme des biblischen Unterrichts. Seinen hohen Wert behält das Buch auch für solche, die in ihrer religiösen Unterweisung andere Wege gehen als die Verfasserin. Stahlenberg

Menschen, die zu Jesus kommen. Von Andreas Fröhlich. Praktische Bibelstudien für die Gegenwart. Leipzig, Gustav Schloeßmann 1925. 105 S. 1.40 M.

Von dem vorliegenden Buche läßt sich nur Gutes sagen. Es möchte dem Verlangen der Gegenwart zum inwendigen Verständnis der Bibel verhelfen. Im Gespräch mit der Samariterin und mit Nikodemus so wie in dem Erlebnis des Paulus vor Damaskus wird uns in feinsinniger versweiser Auslegung Jesus als Seelsorger vor Augen gestellt. Dabei verdient Folgendes besonders hervorgehoben zu werden. Zunächst fällt die feine Art inniger Einfühlung in die Seelenvorgänge der von Jesu Seelsorge Betroffenen in die Augen. Die Gestalten der alten, so oft vernommenen Geschichten gewinnen auf diese Weise neues Leben. Zugleich treten sie auf Grund dieses Lebens, das sie mit uns gemeinsam haben, heraus aus ihrer zufälligen und vergangenen historischen Situation und werden Menschen der Gegenwart. Und auch der Gestalt Jesu gegenüber bewährt sich diese Gabe des Verfassers, die religiösen und religionspädagogischen Intentionen Jesu zu erfassen.

Man hat das deutliche Gefühl, daß hier das lebendig Wesenhafte der heiligen Geschichten im Unterschiede von der in der üblichen kirchlichen Literatur gebräuchlichen Überschätzung des bloß Tatsächlichen entwickelt wird. Nur von innen her, das zeigt Frohlichs Buch aufs Neue, von der Erfassung des letzten überhistorischen Sinnes erschließt sich uns das Verständnis für die innere Notwendigkeit der äußeren Begebenheiten.

Von besonderem Werte ist es ferner, daß hier einmal gezeigt wird, daß es eine gegenwartsgemäße Verdeutlichung religiöser Werte geben kann, die nicht durch die Bindung an die abgegriffenen erbaulichen Redewendungen der herrschenden Kanzelsprache sich von vornherein den Weg zu den Herzen der Menschen verbaut. Dieses Buch ist völlig frei von der unangenehm schwülen und unnatürlichen Treibhausatmosphäre, die so viele Menschen der Gegenwart aus kirchlichen Räumen und Veranstaltungen immer wieder vertreibt.

Wenn überhaupt Bedenken diesem Buch gegenüber geäußert werden sollen, so könnte allenfalls vor der dieser Art der Betrachtung naheliegenden Gefahr der Überschätzung des bloß Psychologischen gewarnt werden. Die Entstehung des Glaubens und dieser Glaube selbst sind eben doch mehr als nur psychologische Funktionen. Man könnte vielleicht eine noch stärkere Betonung des Wunderhaften am Glauben und seiner Entstehung wünschen.

Diesem im schönsten Sinne modernen Buche ist weiteste Verbreitung in kirchlichen und außerkirchlichen Kreisen herzlich zu wünschen. Gustav Mensching

Die Stille vor Gott. Führer zu mystischer Verinnerlichung auf biblischer Grundlage für ernste Gottsucher. Von Ludwig Wunderlich. Leipzig, Karl Wallmüller 1923. 191 S. 1.50 geb. 2.50 M.

Das ist nicht das Buch eines Theologen, es führt nicht hinein in die Problematik. So ist es auch kein wissenschaftlicher Beitrag zum unausschöpflichen Kapitel Mystik. Es will aber die Schätze der Mystik retten und dem Gottesstille suchenden, durch die Hingabe an die Problematik gottarm gewordenen modernen Frommen zeigen, wieweit sie sich mit dem biblischen Christentum verbinden lassen. Es ist eine überkonfessionelle Mystik, die aus Teresa und Frau von Guyon ebenso schöpft wie aus Suso, Tauler, Luther, Arndt und besonders Tersteegen. Es kommt ihr auf Friede und Gebetsinnigkeit an, nicht auf Bekehrenwollen. Es soll sein eine durch die Bibel gezügelte Mystik; aber die biblische Mystik ist es doch nur teilweis, ohne doch reinem Mystizismus zu verfallen. Sie lebt zu sehr in der frommen Vergangenheit und entbehrt ganz des Glaubens an die Befreiungskräfte reinen theologischen Denkens. Nimmt man aber das Buch als das, was es nur sein will, so ist man als Frommer dem gottinnigen Verfasser herzlich nahe und dankbar, und wenn von seinem Geiste etwas übergeht und hineinfließt in das persönliche Sein und amtliche Wirken des praktischen evangelischen Theologen, so wäre das nur ein Segen!

Siegfried Maync

Heilandsbilder im deutschen Roman der Gegenwart. Dissertation von Gertrud von Petzold. Gießen, Alfred Töpelmann 1924. 71 S.

Die Verfasserin berichtet fleißig und umsichtig über die Heilandsbilder im deutschen Roman der Gegenwart. Sie gliedert den Stoff in die konfessionellen Romane, die das alte Heilandsbild für unsere Zeit dichterisch lebendig machen wollen, und in die psychologischen, sozialen und Tierromane, die ein neues Heilandsbild im Anschluß an den geschichtlichen Christus zu gestalten versuchen. Ein neues Heilandsbild schwebt auch den ästhetischen Romanen vor, die auf die Anlehnung an die evangelische Geschichte verzichten und die Erlösung durch die Schönheit verheißen. Man hat einen brauchbaren Überblick über die literarische Bewegung der Gegenwart um die Heilandsgestalt vor sich. Das Interesse am Stoff überwiegt freilich; es werden zwar Anläufe zur Beurteilung gemacht, aber ohne daß die Verfasserin zu einer Erfassung des Grundproblems durchdränge. Die Gesamt- und Einzellinien müßten dazu schärfer gezogen sein; dann würde sich bei dem unüberwindlichen Mißverhältnis zwischen dem Gegenstand und der künstlerischen Lösung die Unmöglichkeit dieser dichterischen Aufgabe ergeben. Unsere großen Dichter wußten das.

Rudolf Günther

Die Philosophie der Gegenwart. Von August Messer. Leipzig, Quelle und Meyer. 5. Aufl. 1924. 160 S. 1.60 M.

Es ist kein Zufall, daß das Buch in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebte. Für die Vielen, die sich heute um philosophische Orientierung mühen, ist es ein ausgezeichneter Führer. In drei Abschnitten: Religiös-kirchliche Philosophie, Rationalistische (wissenschaftliche) Philosophie und Irrationalistische Philosophie, bespricht Messer in seiner bekannten klaren Darstellungsweise und mit anerkennenswerter Objektivität alle Erscheinungen der Gegenwartsphilosophie, auch diejenigen, über welche die Fachphilo-

sophen gerne hinweggehen, wie katholische Philosophie, Theosophie, Anthroposophie. Mag ihr Beitrag zur philosophischen Forschung noch so bescheiden sein: als Ausdruck des mannigfach bewegten heutigen Geisteslebens bedürfen auch sie der Berücksichtigung. Sie nötigen die Philosophie zum mindesten zu erneuter Prüfung ihrer Grundlagen. Ob es richtig und zweckmäßig sei, die „protestantische Philosophie" zur „religiös-kirchlichen" Philosophie zu rechnen, ist sehr zu bezweifeln. Sie gehört ihrer grundsätzlichen Einstellung nach zur „wissenschaftlichen" Philosophie. Diese braucht nicht „rationalistisch" zu sein. Und hierin scheint mir gerade die eigentümliche Aufgabe der Gegenwartsphilosophie zu liegen, daß sie auch die irrationalen Seiten des Lebens wie die irrationalen Arten der Erkenntnis in den Bereich des philosophischen Denkens bezieht. Wenn sich uns heute das Irrationale besonders aufdrängt, so ist es die besondere Aufgabe der Philosophie, auch hierüber wissenschaftliche Klarheit zu schaffen. Das reich bewegte Leben der Gegenwart ist nicht selbst schon Philosophie, wie man vielfach meint (Müller-Freienfels „Die Philosophie als Leben"), aber es liefert der Philosophie wertvollstes Material, das gerade die wissenschaftliche Philosophie sich nicht entgehen lassen darf. Faut

Peter Vischers Sebaldusgrab in Nürnberg. Von Adolf Feulner. Mit 41 Tafeln. München, R. Piper und Co. 1924. Geb. 6 M.

Feulner stellt auf Grund der historischen Überlieferung und auch kunstpsychologisch die verschiedenen Einflüsse und Beziehungen fest, die bei der Entstehung des Grabes bedeutsam waren, das anders als die eindeutigen gothischen Werke etwa Ad. Krafts vor allem in den Apostelfiguren italienisch angeregt ist. Heterogene Elemente sind in ihm vereinigt, so daß neben dem Eindruck des religiös-Erhabenen vor allem in den beigefügten Figuren der Putten und gnomenhaften Gebilde ein märchenhaftes Empfinden eindrucksvoll ist. Nicht als ob die Wirkung des Einheitlichen gestört wurde dadurch: Das Gegensätzliche „verleiht dem Werk jenen Eindruck des Willkürlichen, Unwillkürlichen, was ausreicht, die nordische Sehnsucht nach gefühlsmäßigem Erleben zu befriedigen". Mit den 41 Photographien wird das Buch denen, die das Originalwerk kennen, wie allen, die deutsche Kunst lieben, willkommen sein. Erich Bockemühl

Vermeer van Delft. Band 10 der Atlanten zur bildenden Kunst. 46 Bildtafeln. Nachwort von Benno Reiffenberg. Herausgegeben von Wilhelm Hausenstein. München, R. Piper und Co. 1924. 10 M.

Vermeer, der Zeitgenosse Rembrandts und in seiner holländisch begrenzten Malerei sein Antipode. Die Sublimation des Holländischen ins Klassische, während Rembrandt die Übersteigerung des Holländischen ins Metaphysische ist. So, in der Ausweitung und Beweisführung dieser Formulierungen (Vermeer der Legitimist des Holländischen, Rembrandt über alle politischen Maße hinaus der Revolutionär) faßt Hausenstein in einer kurzen Anmerkung zu dem Buch die Eigenart des Malers, der in einigen seiner Stücke auch eben an der Grenze des Genre vorbeigegangen ist. Aber eine Jedem erschwingliche Sammlung guter Bildreproduktionen Vermeers ist erst mit der vorliegenden geschaffen, die im Interesse der Vollständigkeit neben dem überragenden Guten auch das weniger Bedeutsame umfaßt.

Reiffenberg schrieb zugleich aus besonderem Verstehen der holländischen Eigenart ein psychologisch sehr gutes und gerechtes Nachwort, in dem er an den einzelnen typischen Bildern, der Dresdener Kupplerin, der Diana, dem Brief und der Delfter Landschaft, das Wesen Vermeers zum besonderen Erlebnis bringt. Diana und Kupplerin — die beiden Wege und dann, das große Landschaftliche, wie es in der Diana anklingt, verlassend die Wahl des Interieurs, denn auch die späteren Landschaften sind nichts Anderes: obwohl nicht minder im Schauen der Dinge, des Raumes, in der Liebe zu Kleinstem die große Anschauung zutiefst liegt, die hinter die Dinge selbst führt. Musikalität ist die Harmonie der Vermeerschen Räume. „Es strömt die feine Wärme der humanen Gesinnung durch die Räume des Delfters ... und er fügt die Dinge zu einer Harmonie, weil er nicht ihr Kleid, sondern ihr Wesen sieht." So aber ist die Zusammenziehung aller Kräfte auf den Innenraum, den begrenzten Raum, keine Resignation, sondern Stärke. Reiffenberg versteht es wirklich in seiner liebevollen Ausdeutung durch seine differenzierte Sprache auch die in den Reproduktionen natürlich fehlenden Farben, die gerade aber in dem Werk Vermeers so wesentlich, orphisch klingend sind, erlebbar zu machen.

Eine Übersicht über die Literatur, über den Maler und einige spezielle Anmerkungen zu den einzelnen Bildern sind dem schönen Bande noch beigegeben. Erich Bockemühl

J. K. Lavater. Worte des Herzens. Seldwyla-Bücherei, Band 12/13. Leipzig, Grethlein und Co. 1925. 4 M.

Dies Büchlein ist in seiner Zusammenstellung und Auswahl, die so ganz das Wesen der Lavaterschen Seele erkennen und erleben läßt, eine Stille, eine Zuflucht, ein Friede und ein Glück, ein Reichtum des Sich-Ganz-Begebens ... eine Wandlung aus allem Zeitlichen her ins ewig-Bleibende. „Strahlenheitere, tatlautere, wirksame Religionsseele" so hat Herder Lavater genannt ... diesen Prediger und Apostel der Liebe und des Glaubens, den schlichten Dichter und herzlichen Briefschreiber. Wenn die Seldwyla-Bücherei solch wahre Güter deutscher Kultur und Religion sammelt und der Nachwelt erneut in der hübschen geschmackvollen Art dieses Bändchens darbietet, dann ist sie mehr als eine Buchreihe, sondern eben mit ihren alten und neuen Sachen eingeschlossen in das große Werden neudeutscher Religiosität.

Erich Bockemühl

Ludwig Richters Tagebücher und Jahreshefte 1821/1883. Ausgewählt von Robert Walter. Mit vielen Abbildungen nach Radierungen, Zeichnungen und Gemälden Ludwig Richters. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt 1924. 196 S. Geb. 3 M.

Eine wunderbare Schlichtheit und stille Demut sind die Voraussetzung dieser Tagebücher und Jahreshefte, wie sie nicht minder auch die Bedingung seiner Bilder sind. Eine metaphysische Sachlichkeit, ein „innerlicher Anstand". Und ob er nun über seine Familienangelegenheiten oder über Kunstfragen spricht oder von Gegenden und Landschaften, in die er z. B. in jungen Jahren als Zeichner des russischen Fürsten Narischkin kam, nach Frankreich und in die Alpen: es ist in allem die gleiche Innigkeit und wahrhafte Frömmigkeit, und eine Deutschheit ist in ihm, die nicht eng, aber echt ist in wahrhaft geistiger Erfassung des Vaterländischen. So ist dies Buch eine schöne Ergänzung zu den Bildern und auch den Lebenserinnerungen dieses verehrten und guten Menschen und Künstlers, den vor allem seine Bescheidenheit auszeichnet und seine Bewußtheit dessen, was er wirklich für Zeit und Zukunft war. Erich Bockemühl

Vincent. Von Julius Meier-Gräfe. Wohlfeile Textausgabe mit einem Selbstbildnis van Goghs. München, R. Piper und Co. 1925. 5.50, geb. 7 M.

Die vorliegende Ausgabe ist ein Neudruck des Textes der großen zweibändigen Ausgabe des van Goghwerkes Meier-Gräfes, dessen zweiter Band die Reproduktionen der Bilder enthält. Hier also ist nur das Leben van Goghs, das Schicksal, die Tragik, die apostolische Sendung dieses Lebens ... oder wie man es sagen will ... das Leben, zu dem die Bilder (sicherlich Kunstwerke tiefster Offenbarungen) doch wiederum „nur Fackeln zu Seiten der Straße sind, die er zufällig schritt". Also hier ist der Mensch van Gogh, zu dem die Bilder eben so selbstverständlich sind wie sein Gehen und Essen und Trinken — wie irgendeine Funktion seines leibseelischen Organismus.

So ist denn dieses Buch mehr als ein Roman, da das Leben, das äußerlich wirkliche Leben sogar ihn selber schrieb. Oder Gott selber schrieb ihn ... und der Verfasser hier ist nur der, der aufzeichnet, was geschah. Was geschah, innerlich und äußerlich, auch mit Bildern und Kunstproblemen ... denn die Geschichte dieses Lebens ist zugleich die Geschichte einer ungeahnten Kunst, die sich im Bereich dieses Menschen und seines Seins entwickelt und erfüllt.

So ist denn die Psychologie dieses Buches erstaunlich. Das Wissen und sein Forschertum. Das Hineinhorchen in Dunkelheiten und das Erhellen von Verborgenem. Und überwältigend ist das Buch einfach in der Tatsache, daß es diesem Leben gerecht wird. Daß es dieses Leben darbietet ... das so ist, daß der Vergleich der Einleitung mit Dostojewski gerechtfertigt und erfreulich ... für das Buch als solches aber seine Grundeinstellung kennzeichnend ist. Erich Bockemühl

Lebenserinnerungen eines Achtzigjährigen. Von Karl Woermann. 2 Bände mit 33 Abbildungen auf 26 Tafeln. Leipzig, Bibliographisches Institut 1924. 487 und 426 S. 16 M.

Dies Buch wird einst zu den wichtigsten Biographien unserer Tage gehören und wirkt heute schon mit voll geschichtlichem Reiz. Denn die von Karl Woermann erlebte und geschilderte Zeit ist uns durch die große Wende in eine täglich stärker empfundene Weite gerückt. Als Sohn der bekannten, von Bielefeld nach Hamburg verzogenen, dort rasch zu hoher Geltung aufgestiegenen Kaufmannsfamilie geboren, zum Juristen bestimmt, dann zum Kunsthistoriker geworden, dazu ein Dichter von nicht zu verachtenden Gaben, hat Karl Woermann von frühester Jugend an mit bedeutenden Menschen der verschiedensten Berufe verständnisvoll verkehrt, bei treu festgehaltenem Deutschtum eine in Deutschland nicht häufige Weltläufigkeit gewonnen und sich wie in künstlerischen so in politischen Dingen ein hohes und freies Urteil gewahrt. Reisen zum Studium von Galerien, Kunstwerken, Städten, Landschaften haben ihn durch die ganze Welt und auch in die einst von seinem berühmten Bruder Adolph mit erschlossenen ehemaligen deutschen Kolonien geführt. Was Woermann als Leiter der Dresdener Galerie und als Kunsthistoriker geleistet hat, von ihm selbst nur als etwas Selbstverständliches mehr erwähnt als erzählt, steht als Hintergrund hinter dem Ganzen. Ein vorurteilsfreier Blick hat die lange Reihe bedeutender Menschen aufgefangen und eine nicht zu abkürzender Eile, sondern zu behaglicher Breite neigende Feder gibt nun diese Eindrücke wieder und läßt etwa die Düsseldorfer Künstler seiner Jugend und die Hamburger Großkaufleute zweier Menschenalter ebenso sicher erstehen wie Alfred Lichtwarks unvergängliche Gestalt. Das Buch zu lesen erfordert Zeit, es gehört nicht zu denen, daraus man nur Anekdoten her-

auspickt, aber das weite, breite Leben aus weltfreudiger, empfänglicher Seele empfangen, belohnt für den langen Weg.

Heinrich Spiero

Reinhart der Stammler. Geschichte einer Jugend. Von Fritz Karl Weber. München, C. H. Beck 1922. 256 S. 4 M.

Diese Erinnerungen kommen nicht aus einer großen Welt und einem mächtigen Leben, das vom Schicksal in den Mittelpunkt des politischen oder geistigen und künstlerischen Geschehens gestellt wurde. Der Vater ist bayrischer Landpfarrer aus dem Kreis um Wilhelm Löhe, mit umfassender und tiefer Bildung, der aber zu früh stirbt, um auf seinen Sohn nachhaltig wirken zu können. Wir sehen keine glänzende Jugend vor uns, auch keinen genialen, sondern eher einen mit mäßigen Gaben ausgestatteten Knaben. Er meistert kein Instrument, liest nicht viel, ist sogar einmal sitzen geblieben, ist auch kein wilder Junge, der seine kleine Welt auf den Kopf stellt. Es sind halt nur die allergewöhnlichsten Markierungen, die Jedem gelten: einige ganz frühe Erinnerungen, dann das Weihnachtsfest, die Markensammlung, Schwimmen, Turnen, Angeln, Vögel und Käfer, die Einsegnung, das Böse und als Ausklang die erste große Fußwanderung.

Und doch sind diese Erinnerungen wertvoll. Sie zeigen uns, wie aus einem spröden Knaben, der gar sehr unter Stammern leidet, so sehr, daß sich ihm die ganze Welt zu verschließen droht, sachte ein freier Knabe wird. Das ist Grundthema dieser Erinnerungen: Ein von der Natur hart bedachtes Kind, das die Schulkameraden meiden und das sie deshalb auch meidet, entgeht der drohenden Gefahr einer gänzlichen Absperrung vom Leben und kann beim Verlassen der Lateinschule als 16jähriger getrosten Mutes sagen: „Ich bin bereit; es geht." Mag auch die Zunge bisweilen noch weiter stammern, — das Herz ist frei geworden von allen Hemmnissen.

In diesem Buch steckt viel Ernst, Tiefe und Kraft; möge es in seinem sittlichen und erzieherischen Wert vielen Erziehern und jungen Menschen bedeutungsvoll werden.

Hans Schimmelpfeng

Sommer-Sonnentage in Japan und China. Reiseerlebnisse in Ostasien im Jahre 1924. Von Missionsdirektor Dr. D. Witte, Privatdozent an der Universität Berlin. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1925. 22 Abbildungen auf 16 Tafeln. 217 S. 6 M.

Zum großen Teile sind die hier gesammelt dargebotenen Reiseschilderungen Wittes den Lesern der CW bekannt. Sie haben nicht nur allgemein bildenden und Interesse anregenden, sondern zugleich wissenschaftlichen Wert. Wittes flüssige und ungemein farbige Stilistik verbindet von jeher Anmut mit Gründlichkeit. Seine Gabe scharfer und doch liebevoller Beobachtung, nie abstrakt-lehrselig, nie gekünstelt, aus warmem religiösen Glaubensgefühl und klarem Geiste quellend, bewährt sich in diesem, auch die Kenner befriedigenden Buche besonders. Ein Missionsarbeiter höheren Stils muß verstehen, im Innersten gegründete Überzeugung zu besitzen und festzuhalten ohne das Netzwerk eines abendländischen theologischen Schemas. Er muß aber sehen können mit religionsgeschichtlich und religionspsychologisch geschultem Auge.

Als solcher zeigt Witte nicht das äußere Gesicht oder gar nur das Gewand der fernöstlichen Religionen, sondern erlauscht ihre Seele im täglichen Leben ohne falsche Vergleiche, ohne vorschnelle Urteile, ohne europäische Dogmatik als Richterin. Und solch ein Blick hinter die Fassaden der vielen Religionsarten Ostasiens erkennt überall dieselbe menschliche Seele und auch — oft frappierend — dieselben nationalistischen, sozialistischen oder quietistischen Zeitströmungen, die uns in anderen Formen und Mischungen beherrschen. Aber der vorurteilslose Blick zeigt auch, daß auf dem Boden nichtchristlicher Religiosität auch echte Fröhlichkeit möglich ist, wenngleich nicht die Tiefe christlicher Seelenklarheit, wie etwa in der Teurikyo-Frömmigkeit. Vom Zufälligen gelöst sind diese Darstellungen dadurch, daß immer die Zukunft im Auge behalten wird, das große Ziel der Menschheit in Christo. Wie anders wird so der Leser eingeführt als durch die Stimmungsberichte der Zeitungskorrespondenten, die als Ergänzung zu betrachten übrigens nicht wertlos ist. Auf diese Weise wirkt der geschickte Direktor einer methodisch arbeitenden Missionsgesellschaft, der die stillen, schwer erarbeiteten Erfolge unsrer hochwertigen Missionare draußen zugleich prüft und veranschaulicht. Das geschieht auch durch das Bild, das wirklich ergänzt und Neuartiges vor Augen führt. Erfahrungsgemäß werden solche Bücher wie dies und etwa Schweitzers über Zentralafrika bei solchen, die immer noch kein Verständnis für Notwendigkeit und Schönheit des Missionswerkes aufbringen!

Siegfried Maync

5

Der Widerschein. Verse von Wilhelm Langewiesche. München, C. H. Beck o. J. 75 S. Geb. 2.40 M.

Fernab von der großen Weltstraße geht ein Einsamer den stillen Weg der Vollendung. Er macht nicht viel Aufsehens von sich; nur ab und zu schenkt er uns eine Handvoll tiefer Verse: darum müssen wir sie doppelt hüten. Das Geschenk dieses Jahres heißt „Der Widerschein": In unserer verlorenen Zeitlichkeit glänzt ein stilles, reines Licht auf, das Licht der Ewigkeit.

Weil des Dichters zarte Seele die Schläge der Zeitlichkeit hart trafen, Tod der Liebsten, Entsagung, nichtzueinander-Könnnen, weil dem Dichter das seltsam befremdliche Werk der unablässig dahingehenden Zeit zur Lebensfrage ward, nimmt die barmherzige Ewigkeit den Ruhelosen in ihren Arm. Darum wird sein stiller Wandel von den Schmerzen der Zeitlichkeit bis zur Vollendung in Ewigkeit für uns zum Sinnbild auch unseres Lebens. Wer in einer aufgewachten und nachdenklichen Stunde nach Trost verlangt, wird ihn in diesen Versen finden:

Umnachtet sei dein klarer Geist gewesen,
So hat man laut an deinem Sarg geklagt.
Ich aber hab auf deiner Stirn gelesen,
Er war umtagt.

Und ein anderes:

Ich werde müde, laßt mich schlafen gehen.
Erwachend soll ich eine Sonne sehn,
Die hinter unsrer lange schon mir winkt,
Die nie sich zudeckt und die nie versinkt.
Seitdem ihr Strahl in meine Seele fiel,
Ist mir das Leben wie ein Schattenspiel,
Weiß ich nur Ein Gebet und Ein Gebot ...
Erhörung und Erfüllung ist der Tod.

Hans Schimmelpfeng

Lucifer. Roman von Lulu v. Strauß und Torney. Jena, Eugen Diederichs 1924. 242 S. 5, geb. 7 M.

Die Geschichte schildert das Schicksal eines Mönches, der durch verworrene Verkettung von Umständen gegen seinen Willen ins Kloster kommt, am eigenen Leibe die unwiderstehliche Macht des Bösen erfährt und über das von uns und von Keinem je zu Ende gedachte Problem des Bösen im Verhältnis zu Gottes Allmacht nachdenkt. Er macht den Kreuzzug gegen die ketzerischen Stedinger mit, verzweifelt beim Anblick der verübten Grausamkeiten an Welt und Kirche und zieht sich in die böhmischen Wälder zurück, wo er bald den Ruf eines Heiligen genießt. Vor den Bischof geladen, bekennt er sich zur heiligen Vier, d. h. auch Luzifer ist ihm eine Gottheit, die, nun ausgestoßen, am Ende der Zeiten sich mit der Dreieinigkeit zur heiligen Vier wieder vereinigen wird. Wegen dieser Ketzerei erleidet er nach verworrenen Vorkommnissen schließlich den Feuertod. — Man liest den Roman mit Interesse. Wenig befriedigt der zweite Teil, der mehr als Skizze anmutet. Die Motive sind in ihrem Ursprung nicht klar genug und klingen am Ende nicht voll aus, so daß zuletzt der Eindruck darstellerischer Zerfahrenheit bleibt. Das Schwierigste an einem Roman, die Ereignisse zu einem künstlerisch sinnvollen Ende zu führen, ist der Verfasserin nicht gelungen, trotz edler Sprache und kräftiger Darstellungskunst.

Georg Wünsch

Die Versündigung an den Kindern. Von Cécilie Lauber. Leipzig, Grethlein und Co. 1924. 205 S. 4 M.

Dies Buch packt uns, ob wir wollen oder nicht. Die knappe, klangschöne Sprache, der meisterhafte, dramatische Aufbau, das ergreifende soziale Problem nehmen uns gefangen. Arme Eltern in einem Bergdorf geben ihre Kinder jeweils nach der Geburt an reiche Verwandte ab. Die Mutter wehrt sich das erste Mal verzweifelt, aber beim zweiten und dritten Mal ist das Muttergefühl erloschen in ihr. Der Vater wird sich nach und nach seiner widernatürlichen Tat bewußt und lernt seine Kinder lieben in den kurzen Tagen, die man sie ihm überläßt. Er will sie zu sich nehmen, unterliegt aber im Kampf mit den Verwandten. So sucht er in seinem alten Fischerboot mit seinen Kindern den Tod auf dem See. Kein Roman im gewöhnlichen Sinne, aber ein Buch, das den Lesern unseres Blattes sicher etwas gibt.

Berty Bregenzer

Die Blonden und die Schwarzen. Erzählungen von Karl Hesselbacher. Heilbronn, Eugen Salzer 1924. 150 S. 2.75 M.

Drei Erzählungen, die erste, die dem Büchlein den Titel gibt, 103 Seiten lang, dann zwei kleinere. Unsereiner kommt ja selten dazu, dergleichen zu lesen. Ich wurde lebhaft in die Zeiten zurückversetzt, wo ich für meine Konfirmierten bei Fries und Frommel anklopfte, glücklich, wenn ich etwas Geeignetes fand. Für Jugend- und Volksbibliotheken sind diese Erzählungen des Pfarrers von Baden-Baden trefflich geeignet. Mich selber hat seine Kunst im Eisenbahnzuge freundlich beschäftigt. Die reiche Naturfreude, mehr noch die Freude an den Menschen, die aus den Geschichten hervorleuchtet, tut einem wohl. Man ist doch einmal unter guten Menschen, und zwar unter solchen, die einem nicht langweilig sind. Manchmal erinnerte mich der Dichter an Oeser, in der liebenden Kleinmalerei; aber in Fabulieren ist ihm Hesselbacher über.

R

Das Probejahr. Eine heitere Kandidatengeschichte von Siegfried Berger. Merseburg, Rößner. Zweite Auflage. 3.50 M.

Ein übermütig humorvolles Buch, das mit Ironie und Keckheit altvererbte Unsitten, Kastengeist und Bürokratie in Kleinstadtleben und Schulpedanterie geißelt. Wird besonders in Lehrer- und Studentenkreisen mit Vergnügen gelesen werden.

Laien-Latein. Von Heinrich Uhle. Viertausend lateinische Fremdwörter, Redensarten und Zitate nach Form und Inhalt erklärt, nebst einer allgemeinen Einführung in die lateinische

Sprache. Zweite verbesserte Auflage. Leopold Klotz Verlag, Gotha 1924. Gebunden 4 M.

Der im Vorjahr erschienenen Neuauflage des „Laien-Griechisch" folgt soeben die des „Laien-Latein" desselben Verfassers, ein Beweis, daß auch diese auf etymologischer Grundlage aufgebauten Hilfsbücher Berechtigung haben und Eingang in unserer Laienwelt finden. Die zweite Auflage des „LaienLatein" bringt an Verbesserungen vor allem einen besonderen Index zur leichteren Auffindbarkeit der einzelnen Wortartikel, sodann die Neuaufnahme vieler früher übergangener Zitate und Wörter, darunter namentlich griechisch-lateinische Lehnwörter, Fachwörter aus den verschiedensten Wissens- und Kulturkreisen, unter Berücksichtigung maßvoller lateinischer Neubildungen letzter Zeit. Die Erklärung nach Form und Inhalt zeugt stets von großer Sprach- und Sachkunde und von Sorgfalt, die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft und die romanischen Sprachen werden herangezogen, so daß auch der Nichtlaie seine Kenntnisse durch Uhles Buch auffrischen kann. Wir wünschen dem aufklärenden, anregenden und belehrenden Büchlein bei Laien und Nichtlaien weitere Verbreitung im Sinne von Goethes Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen!" Paul Albrecht

Almanach des Verlags R. Piper und Co. 1914—1924. München, R. Piper und Co. Gratis.

Nach gutem Brauch legt der sehr angesehene Münchner Verlag einen Almanach vor, der über die zwanzig Jahre seines Bestehens Auskunft gibt. Es ist an sich interessant, die Entwicklung eines modernen Verlags von dieser Höhenlage zu verfolgen. Bildende Kunst, schöne Literatur (Dostojewski), Philosophie (Neumanns Reden Gotamo Buddhos), Architektur und Landschaft, Musik sind die Gebiete, die hier mit feiner Witterung für die geistigen Bestrebungen der Gegenwart gepflegt werden. Der Schwerpunkt liegt auf der bildenden Kunst; was hier geleistet worden ist, können die großen Aufnahmen des Isenheimer Altars, auf die die Allermeisten für das Studium und Genießen dieses Werks heute angewiesen sind, und die kostbaren Marées-drucke belegen. Der Almanach bringt aber auch kurze Aufsätze von Max Dvorák, Heinrich Woelfflin, aus dem Nachlaß von Karl Eugen Neumann und von anderen Gelehrten und Schriftstellern. Geschmückt ist das Buch mit reichen Bildbeilagen alter und junger Kunst, wie man sie selten auf so beschränktem Raum vereinigt sieht. Es wird keinen reuen, der diesen Almanach erwirbt.

Rudolf Günther

Das alte Haus. Ein Märchenbuch. Von Wilhelm Matthiessen. Mit Bildern von Adolf Schinnerer. Freiburg i. Br., Herder und Co. 1924 4, geb. 6 M.

Ein Buch, das Beidem in selten erfüllter Weise genügt: den Anforderungen für das völlige Verstehen durch kleinere Kinder und den höchsten künstlerischen Ansprüchen. In dem alten Haus wohnen die Großmutter und die beiden Enkelchen und der alte Hund, der uralte Hahn und die uralte Katze. Aber jedes Ding im Haus und in der weiten und nahen Umgebung des Hauses wird aus seiner Stummheit erlöst, wie aus seiner Verzauberung geweckt zu seinem eigentlichen Leben. Denn dieses Märchenleben, in dem selbst Rübezahl und Nikolaus nicht fehlen, ist die Wirklichkeit. Eben so einfach und natürlich sind diese Geschichten, so selbstverständlich aus der Beziehung der Dinge zum Kinde in das Wunderbare gestellt und also erzählt, daß diese Geschichten nicht nur Kindern eine andere glückselige Wirklichkeit sind, sondern jedem unverbildeten echten Menschen — der eben auch echte Sprache, Kindersprache versteht und zu schätzen weiß. Die mit leisen Farben bunten Bilder zieren das Buch sehr schön.

Erich Bockemühl

Zehn Biblische Bilder. In Scheerenschnitten von Renate Drude. In Mappe 3 M. Leipzig, Gustav Schloeßmann.

Kräftige schöne Scherenschnitte, die sich nicht ins Spielerische verlieren, mit feinem Raumgefühl. Besonders schön das Blatt „Simon Jona, hast du mich lieb?" Es liegen drei alttestamentliche, sechs neutestamentliche Motive zu Grunde. D R

Mein Dörfchen. Bilder aus der Heimatflur. Zwölf Federzeichnungen von Wilhelm Thiele. Mit Geleitwort von Adolf Brüssau. Leipzig und Hamburg, Gustav Schloeßmann. 3 M.

Sorgfältig und feingezeichnete Bilder aus dem heimatlichen Dorfleben. Voll Tiefe und Innigkeit, voll Leben und Kraft. Ein wertvolles Geschenk für solche, die Heimweh nach ihrer dörflichen Heimat in sich tragen. D R

Der Verlag Josef Scholz in Mainz hat eine Menge neue Bilderbücher auf den Markt gebracht. Eine bunte fröhliche Gesellschaft. Wir nennen die erfreulichsten und besten davon.

Für die Kleinsten: **Klein-Kinderbuch** von Lia Doering. Verse von Frida Schanz. 2.75 M. **Unsere Haustiere,** Bilder von Adolf Hesse, Gedichte von Albert Sergel. 1.25 M. **Für Buben und Mädels** von Lia Doering und Frida Schanz. 90 Pf. — **Backe backe Kuchen** von Arpad Schmidhammer. 90 Pf. — **Vom Hampelmann und anderem Spielzeug** von Lia Doering und Frida Schanz. 90 Pf.

Kinder und Blumen von Frida Schanz und Lia Doering. 2.75 M. Für kleine Mädchen von 4—8 Jahren.

Die Schule der Tiere. Bilder von Eugen Oßwald. 2.50 M. Sehr hübsch für jüngere Schulkinder.

Leben und Verkehr. Verse von Richard Klement, Bilder von Joseph Danilowatz. 4.50 M. Sehr gut. Für 4—12 Jahre.

Daumerlings Wanderschaft. Der Text der Grimmschen Märchen mit fröhlichen, den Kindern leicht zugänglichen Bildern von Hermann Stockmann. 1.75 M. Für 7—12 Jahre.

Alladin oder die Wunderlampe. Aus 1001 Nacht mit Bildern von Franz von Bayros. 3.75 M. Für phantasievolle Kinder 11—14 Jahre.

Ali Baba und die vierzig Räuber. Bilder von Adolf Lizarski. 2 M. Für 8—14 Jahre.

Goldene Ernte. Alte und neue gute Lieder und Gedichte mit wertvoller Illustration von Hans Schroeder. 7.50 M. Für Kinder von 4—12 Jahren gleich warm zu empfehlen. D R

Kleine Mitteilungen

Die Berichte über den Katholizismus der Gegenwart von Professor Hermelink werden von nächster Nummer an wieder fortgesetzt.

Locarno! Hat man dazu als Christ Stellung zu nehmen? Oder muß man es den Politikern überlassen? Politisch kann man vielleicht nicht hoch, vielleicht nicht bescheiden genug davon denken. Politisch soll man sich ein Urteil bilden nach seinem Vermögen. Unterschätzt man den Fortschritt, so hat man den Schaden davon (und das Vaterland auch), überschätzt man ihn, desgleichen. Als Christ soll man sich jedenfalls dem Fortschritt nicht verschließen, er sei klein oder groß. Denn daß wir es mit einer bedeutsamen Wendung unsers Verhältnisses zu den Völkern zu tun haben, ist offenbar. Zum Schlechteren keinesfalls, also zum Besseren. Das sollen wir, wie jede Gottesgabe unsers Lebens, mit Danksagung empfangen. Sofern aber das neue Verhältnis sich irgendwie auf Vertrauen aufbaut, ist Mit-Vertrauen Christenpflicht. Professor Meinecke hat ausgezeichnet die Mischung von Mißtrauen und Vertrauen geschildert, die Locarno charakterisiert. Natürlich: Vertrauen, das sich aus Mißtrauen herausarbeiten, Mißtrauen überwinden will. Wie ja auch er das sieht. Und da ist unser Platz auf Seiten des Vertrauens. Das empfinden, wo es uns entgegenkommt, erwidern und nach Kräften stärken, ist Christenpflicht. Wie sollen wir zu neuem gegenseitigen Vertrauen kommen, wenn wir unsres nicht entschlossen hineinwerfen? Und hier hat nun in der Tat die Kirche wieder eine Gelegenheit, einen Beruf. Die Kirche, die in Stockholm war und redete. Und Erzbischof Söderblom tat recht, als er unsern Reichskanzler Luther zu Locarno beglückwünschte. R

Wöchentliche Chronik

Die preußische Generalsynode ist für den 5. Dezember einberufen. Unter den von den Provinzialsynoden zur preußischen Generalsynode gewählten Mitgliedern befinden sich 32 Superintendenten und Konsistorialräte, 22 Pfarrer, 21 Lehrer und Lehrerinnen, 17 Beamte der Reichs- und Staatsverwaltung, 10 Richter, 5 Universitätsprofessoren, 4 Beamte der höheren Schulverwaltung, 4 Kommunalbeamte, 4 Beamte der kirchlichen Verwaltung, 3 Gemeindehelfer, 10 Landwirte, 7 Kaufleute und Industrielle, 11 Privatbeamte und Angehörige freier Berufe, 8 Frauen. Dazu kommen die Generalsuperintendenten, die Präsides der Provinzialsynoden, die Vertreter der theologischen Fakultäten, 15 Fachvertreter und 5 vom Kirchenrat zu berufende Mitglieder.

Die dem Christenbund angehörenden freikirchlichen Wählerkreise haben sich entgegen der von der Leitung beobachteten Haltung an den Wahlen zum Berliner Stadtparlament beteiligt und mit 17 000 von 1 850 000 abgegebenen Stimmen 2 von den 225 Sitzen errungen.

D. G. Michaelis-Saarow führt in AELKZ 40 aus: Der Christenbund verzichtet auf eigene Kandidaten im politischen Parteikampf und gibt seinen Mitgliedern die Aufstellung von Listen frei. Er hofft einzelne der politischen Parteien beeinflussen zu können. Er will zu brennenden Tagesfragen Versammlungen und gemeinsames Handeln organisieren.

Kirchenvertretungswahl in Eisenach: 1/3 aller Wähler für Fuchs; in seinem Bezirk 1026 für ihn gegen 192 Positive und 137 Liberale. Etwa 2000 haben mehr gewählt als früher.

In einer bürgerlichen Berliner Zeitung *) wird ein „repräsen-

*) In welcher? Warum nennt man den Namen nicht? D H

tationsfähiger, redegewandter, juristisch gebildeter Herr (Christ), der über gute Umgangsformen verfügt, zur Bekämpfung der Abstinenzbewegung" gesucht.

Der Bund deutscher Frauenvereine hat ebenso wie die Ärzteschaft seine Zustimmung zu den §§ 228 und 229 des Strafgesetzbuchs ausgesprochen, jedoch die Ermächtigung für den Arzt, die Schwangerschaft bei Gefahren für Leben und Gesundheit der Mutter zu unterbrechen, vermißt.

Die Stuttgarter Bibelgesellschaft verbreitete 400 427 Bibeln, Neue Testamente und Bibelteile; am nächsten kommt ihr von den Bibelgesellschaften die Preußische mit 58 950.

Auf der schwedischen Generalsynode wurde von dem Führer der Konfessionellen Propst Engström der Antrag auf Trennung von Staat und Kirche gestellt, weil der Staat der Kirche Professoren aufzwinge, die das Bekenntnis der Kirche verneinen. An die Spitze der Kirche soll ein Oberkirchenkollegium mit einem Kirchenpräsidenten und 4 Mitgliedern (2 Pastoren und 2 Laien) treten. Desgleichen ein Gesuch an den König, den Religionsunterricht auf Grund des Bekenntnisses der Kirche erteilen zu lassen, die Professoren, die sich dazu außer Stande sähen, zum Abgang mit Pension zu veranlassen und künftig die Professoren von der Bischofskonferenz oder dem neuen Kirchenregiment ernennen zu lassen; neutestamentliche Exegese, Dogmatik und Praktische Theologie sollen auf das praktisch-theologische Institut übergehen.

In Obornik hat der evangelische Pfarrer einen Außengottesdienst gehalten. Die Polizeibehörde sah das als nicht angemeldete öffentliche Versammlung an und belegte den Pfarrer, den Besitzer des Grundstücks, wo der Gottesdienst gehalten war, und das junge Mädchen, das den Kollektenteller gehalten hatte, mit je 30 Zloty Geldstrafe.

Die Conferences (obersten Körperschaften) der drei methodistischen Kirchen Englands (Wesleyanische, primitive, unierte) haben mit großer Mehrheit den Zusammenschluß ihrer Kirchen ihren Gemeinden vorgeschlagen. Durch diesen Zusammenschluß würde die methodistische Kirche die zweitgrößte Kirche Englands werden. (Die anglikanische ist die größte.)

Die zentrale kirchliche Hilfsstelle hat von der Rockefeller-Stiftung einen namhaften Betrag erhalten, der zu Stipendien für etwa 100 Theologiestudiernde (je 550 schweizer Franken, soviel wir wissen) und zur Unterstützung wissenschaftlich-theologischer Institute in solchen Ländern bestimmt ist, die durch den Krieg besonders in Mitleidenschaft gezogen sind.

Im Elsaß hat sich eine Gesellschaft der Freunde der lutherischen Kirche gebildet, die der Kirche bei der drohenden Trennung vom Staate einen finanziellen Rückhalt geben soll. Von den 210 Gemeinden haben sich nur 6 ausgeschlossen.

In Frankreich hat sich — wie früher schon in England und Amerika — eine Gesellschaft für pazifistische Erziehung der christlichen Jugend gebildet, die einen Zweig des Internationalen Bundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen bildet. In den Abteilungen werden die Jugendlichen bekannt gemacht mit dem Willen Gottes (biblische Studien über den Geist des Friedens, des Verzeihens, der Liebe) und mit den Bemühungen der Menschen (Studien über die früheren und die heutigen Arbeiten für den Frieden).

Der Federal Council der amerikanischen Kirchen hat dem französischen Kirchenbunde anläßlich der Paraphierung des Vertrags von Locarno folgendes Telegramm gesandt: Die Kirchen Amerikas senden Ihnen ihre Glückwünsche anläßlich der deutsch-französischen Verständigung von Locarno, die künftig jeden Krieg zwischen ihren beiden großen Nationen verhindern wird. Wir alle sind tief glücklich darüber.

Der Erzbischof Morozow in Wilna ist von der russischen zur römisch-katholischen Kirche übergetreten.

Das evangelische Predigerseminar in Petersburg ist als „Biblische Kirche" von der Sowjetregierung gestattet worden. Es ist ausdrücklich die Möglichkeit gewährleistet, alle theologischen Fächer vorzutragen.

Die auf dem Areal des früheren Kriegsamts in Konstantinopel erbaute Universität zählt 113 Dozenten und 3150 Studenten.

Die Mormonen zählen 112 209 Mitglieder, davon 55 649 in den Vereinigten Staaten, 11 102 (218 Missionare, 110 Gemeinden, 31 091 Versammlungen) im deutsch-schweizerischen Zweig. In Berlin wurde ihnen die Stadthalle zur Verfügung gestellt.

Zur brasilianischen Verfassungsreform ist die Einführung des fakultativen Religionsunterrichts in den öffentlichen Schulen beantragt, ferner, daß kein Kultus und keine Kirche staatlich subventioniert werden noch im Abhängigkeitsverhältnis oder in Verbindung mit der Regierung des Bundes oder der Staaten stehen soll, wenn auch anerkannt wird, daß die katholische Kirche fast das gesamte brasilianische Volk umfaßt.

Japan zählte 1924 bei 59 138 900 Einwohnern 254 591 Christen, darunter 119 367 Protestanten, 75 251 römische und 14 620 orthodoxe Katholiken.

Die Gesellschaft Orth zur Förderung des Handwerks und der Landwirtschaft unter den Juden arbeitet mit Erfolg an der Berufsumschichtung der Juden. In der Tschechoslowakei gibt es bereits 30 000 jüdische Bauern. In Deutschland gibt es Lehrgüter, wo junge Leute lernen. Die Gesellschaft hat 75 Handwerkerschulen mit 120 Lehrwerkstätten gegründet, in denen 6000 Kinder ihre Ausbildung finden.

Von der Presbyterianerkirche in Amerika wurde William Mongomery Brown in Cleveland (Ohio), einst Bischof von Arkansas, genannt „Bischof der Bolschewiki" wegen Irrlehre verurteilt. (Einiges Nähere FZ 853)

In der holländischen Zweiten Kammer wurde die Gesandtschaft beim Vatikan mit 52 gegen 42 Stimmen aufgehoben. Vier katholische Minister gaben ihre Entlassung. Die seit 25 Jahren bestehende protestantisch-katholische Koalition scheint gebrochen.

Von Personen. Habilitiert: Lic. Werner Förster für NT und hellenistische Religionsgeschichte in Münster. Promoviert: Professor Georg Bertram in Gießen und Generalsuperintendent Alfred Kiehl in Schneidemühl zu DD. von Berlin; Professor Friedrich Brunstäd in Rostock und Pfarrer Edgar Hennecke in Betheln zu D. von Göttingen. Gewählt: D. Süßmann zum Generalsuperintendenten von Hannover; D. Stisser-Göttingen von Hildesheim; Lic. Steinmetz-Hann.-Münden von Stade; Schomerus-Norden von Aurich. Der Deutsch-Evangelische Kirchenausschuß schickt in den Fortsetzungsausschuß der Stockholmer Weltkonferenz: Kapler, Jhmels, Simons, Deißmann, Schoell, v. Pechmann (Stellvertreter: Conrad, Lampe, Rendtorff, Siegmund-Schultze, Stange [Leipzig], Titius, Wolff, Zöllner), in das Exekutivkomitee: Kapler, Jhmels, Schoell. E St

Bergisches wiss.-theol. Kränzchen. Montag, den 30. November, nachmittags 5½ Uhr, im Düringerhof in Lüttringhausen: Aussprache über die Theologie Karl Barths im Anschluß an einen einleitenden Vortrag des Herrn Studienassessors Runge. Gäste willkommen.

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Der Aufruf zu einem Volksentscheid

in Nr. 40/41 der Christlichen Welt, von dem Herausgeber und Verleger eine klare Stellungnahme der Leserschaft zur Frage der künftigen Erscheinungsweise der Zeitschrift erhofften, hatte leider nicht den erwarteten Erfolg. Die überhaupt laut gewordenen Stimmen für wöchentliches oder vierzehntägiges Erscheinen halten sich zahlenmäßig annähernd die Wage. Die größere Zahl enthielt sich überhaupt der Abstimmung. Von diesen kann man also im allgemeinen annehmen, daß ihnen die bisherige vierzehntägige Erscheinungsweise zusagte. Sie sind daher auf diese Seite zu buchen.

Demnach verbleibt es beim vierzehntägigen Erscheinen der Christlichen Welt.

Im ablaufenden Jahre ist den entsprechenden Tarif- und sonstigen Preiserhöhungen nicht Rechnung getragen worden, deshalb mußte nun vom Januar an der Vierteljahrspreis auf 4 Mark festgesetzt werden.

Der Herausgeber **Der Verleger**

In zweiter, stark erweiterter Auflage erschien:

Noah und das damalige Weltgericht

von **Jakob Kroeker**

341 Seiten, Ganzleinen Mark 6.—

*

Professor Hans Ehrenberg, Heidelberg schrieb über das Buch:

„Ein Zeitbuch über Noah, seine Ahnen und sein Geschick! Ein Gegenwartsbuch über die Sintflut! Und doch ein ganz nüchternes, ein zugleich stark religiös-soziales Buch! ... Es geht ein Zwang von diesem Buche aus durch seine helle und echte Sprache, durch seine kräftige Liebe, die durch alle seine Sätze redet .... Aufstieg und Untergang einer ersten großen Kulturepoche der Menschheit wird an dem Geschick der Ahnen Noahs abgezeichnet, die Entartung des Menschen, die Entbildung des Glaubens durch Kulturseligkeit und Kulturwahn wird gegeißelt ..... Nur verwandte Zeiten können sich verstehen. Unsere Zeit berührt sich nicht etwa nur mit dem Ausgang der Antike, sondern nicht minder mit jenen uns fast unbekannten Urzeiten der Menschheit zwischen Kain und Noah, zwischen Mord und Sintflut .... Zum Dienst unserer eigenen Zeit hat Kroeker sein Buch geschrieben. Möge es Freunde im Dienste der Zeit sich erwerben!"

*

Missionsverlag Licht im Osten, Wernigerode a. H.

Uve Jens Kruse

Lebenskunst. Broschiert 2.50, Batikband 4.—

Dr. Aug. Horneffer schreibt: Kruse zeichnet in seinem mutigen Büchlein die Grundlinien der hohen Menschenkunst: das Leben zu bemeistern, wie der Reiter das Roß. Hier ist mit dem oft gebrauchten und mißbrauchten Begriff der Willensbildung einmal wirklich ernst gemacht. Dr. P. Th. Hoffmann schreibt in der „Tat": Das Buch kommt der Not der Zeit sehr entgegen, und es ist ihm weiteste Verbreitung zu wünschen. Kruse ist ein klarer Realist, sieht die Dinge, wie sie sind. Es ist Lebenskunst im edelsten Sinne des Wortes.

Ich will! Ich kann! (Willensschule.) Halbleinenbd. 6.—

Pfarrer Koehler schreibt in der „Kartellzeitung der Akademisch-Theologischen Vereine": Eine glänzende Methode der Selbsterziehung! Ein ganz ernst zu nehmendes, weil in jeder Zeile wahrheitsstarkes Meisterwerk. — Dr. Ferdinand Weinhandl schreibt: Wir besitzen heute in modern-wissenschaftlichem Gewande vielleicht nur ein Werk dieser Art, das den Uebungen des Ignatius von Loyola an psycho-pädagogischer Zweckmäßigkeit und methodischer Strenge und in der sicheren Erreichung des Zieles an die Seite gestellt werden könnte: Uve Jens Kruses Willensschule.

Gedächtnisschule! Broschiert 1.50

Dr. Broder Christiansen: **Die Kunst des Schreibens.** (Prosaschule.) Halbleinenband 12.—

Ein Lehrer schreibt: Daß ich durch Christiansens meisterhaften Unterricht zum Mitarbeiter angesehener Zeitschriften geworden, hat mir große Freude bereitet. — Anton Dörfler urteilt: Wem es darum zu tun ist, in Wort und Schrift zu Kraft, Schönheit und Schmiegsamkeit des Ausdrucks zu gelangen, mag sich Christiansen als einem ehrlichen Führer anvertrauen.

Dr. Kurt Kauffmann: **Der Kopfarbeiter.** (Der Taylor des Geistes.) 2.—

Erich Scheurmann: **Los vom Haushalt!** (Der Führer zum Idealhaushalt.) Broschiert 1.40. Batikband 2.10

Felsen-Verlag / Buchenbach-Baden

VOLKSKUNSTVERLAG LAHR IN BADEN

empfiehlt Prachtwerke, Romane, Novellen, Erzählungen, Andachtsbücher, Kinderstammbuch, Wohlfeile Kinderbücher und Verteilungsbilder für Schule und Kindergottesdienst, Farbige Kunstgaben, Originalradierungen, Wandbilder für Kirche, Schule und Haus in verschiedenen Größen mit und ohne Rahmen, Adventskalender, Jugend- und Bilderbücher, Haussegen, Weihnachtsbücher, Weihnachtstransparente, Caspari-Friese, Bibellesezeichen, Künstlerpostkarten. Bücher von D. Paul Jaeger.

BITTE VERLANGEN SIE DEN KATALOG!

Der Hessische Diakonieverein

gewährt evangelischen jungen Mädchen mit höherer Allgemeinbildung unentgeltliche Ausbildung in der Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen in den Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in der sozialen Fürsorge und der praktischen Gemeindearbeit in dem Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kranken- und Gemeindeschwestern, Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung mit Gehalt, Lebensstellung und auskömmliche Altersversorgung.

Näheres durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Freiligrathstr 8.

Bekanntmachung.

Kostenlos teile ich jedem, der an

Rheumatismus, Ischias, Gicht, Hexenschuß oder Reißen

leidet, mit, wie ich von diesem Uebel innerhalb kurzer Zeit vollständig geheilt wurde.

Ich versende nichts, sondern gebe nur Auskunft in der Absicht, meinen Mitmenschen zu helfen. Bitte Freikuvert beifügen.

Robert Liebetrau, Polizei-Sekretär,
Eberswalde i. M., Eisenbahnstr. 55.

Vorschlag

Ihrem Freund die „Christliche Welt" für ein Vierteljahr zu Weihnachten zu schenken!

Senden Sie an den **Leopold Klotz Verlag in Gotha** *(Postscheck Erfurt 23182)* **vier Mark** *und teilen Sie auf dem Abschnitt die* **genaue Anschrift** *des zu Beschenkenden mit, so wird diesem die* **„Christliche Welt"** *für die Monate* **Januar–März 1926** *durch die Post zugestellt werden. Auf Wunsch erhalten Sie, der Geber, einen* **Gutschein,** *den Sie Ihrem Freunde auf den Weihnachtstisch legen können.*

Verlag der „Christlichen Welt"
Leopold Klotz Verlag
Gotha

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt

in **Friedrichroda,** Schreibersweg 6

bietet den Freunden und Gesinnungsgenossen der Christlichen Welt Sommer und Winter einen behaglichen Aufenthalt zu Erholung und Gemeinschaft. Gute Verpflegung, heizbare Zimmer.

Anfragen an die Hausmutter

Zum 75. Geburtstage Dehios W de G *am 22. November 1925*

wurde vollendet

Dehio Geschichte der deutschen Kunst

und liegt nunmehr in 3 Doppelbänden abgeschlossen vor

*

Erster Band: Dritte Auflage. Text- u. Abbildungsband zusammen: Geh. M. 19.—, in Leinen geb. M. 27.— in Halbleder geb. M. 40.—, in Ganzleder geb. M. 70.—

Zweiter Band: Zweite Aufl. Text- u. Abbildungsband zusammen: Geh. M. 19.—, in Leinen geb. M. 27.— in Halbleder geb. M. 40.—, in Ganzleder geb. M. 70.—

Dritter Band: Text- und Abbildungsband zusammen: Geh. M. 39.—, in Leinen geb. M. 50.—, in Halbleder geb. M. 65.—, in Ganzleder geb. M. 90.—

Für die Bezieher der ersten Hälfte des dritten Bandes ist zur Ergänzung die zweite Hälfte apart erschienen. Brosch. M. 25.—. Außerdem ist eine Einbanddecke (Leinen) erschienen M. 7.—

Wie wurden die bisherigen Bände beurteilt?

Das Werk ist einzigartig. Zum ersten Male unternimmt ein wirklicher Meister den kühnen Versuch einer Kunstgeschichte, deren „wahrer Held das deutsche Volk" ist. Es lebt alles in diesem Buche.
Wilhelm Pinder in den „Preußischen Jahrbüchern"

Gespannt in der Beobachtung, gesammelt in der Darstellung erscheint dieses monumentale Werk als Frucht eines reichen und reifen Lebens. Etwas Erhebendes, Ermutigendes strömt von ihm aus.
Hans Mackowsky in der „Frankfurter Zeitung"

Es ist ein großartiges Werk, und die deutsche Wissenschaft hat allen Grund, auf eine solche Leistung, die auch in Jahrzehnten nicht überholt werden dürfte, stolz zu sein. „Der Cicerone"

*

Ein ausführlicher illustrierter Prospekt sowie eine biographische Studie mit 2 Bildnissen und einem Facsimile stehen durch jede Buchhandlung od. direkt vom Verlage kostenlos zur Verfügung

Walter de Gruyter & Co.
Berlin W 10

Im engsten Anschluß an seine Schrift „Jesus, wie ich ihn sehe", die das 1. Heft der Grünen Blätter brachte, behandelt

Johannes Müller

in dem 2. Heft dieses Jahrgangs:

„Der Weg in das Reich Gottes"

wie wir wirklich zu dem „Stirb und Werde" kommen, wie es sich vollzieht und wozu es führt, in 8 Kapiteln:

1. Die Frage nach dem Weg — 2. Der breite und der schmale Weg — 3. Das Trachten nach dem Reich Gottes — 4. Das Empfangen und Finden — 5. Der Kampf gegen die Sünde — 6. Das Leiden unter sich selbst — 7. Das neue Werden — 8. Die Gemeinschaft

Einzelpreis des 1. Heftes Rmk. 2.—, des 2. Heftes Rmk. 1.50, des ganzen Jahrgangs Rmk. 5.—, in Ganzleinen gebunden Rmk. 6.50

Postscheckkonto Nr. 1233 Nürnberg

Verlag der Grünen Blätter Elmau
Post Klais (Oberbayern)

Endlich liegt wieder vor

nachdem lange gefehlt, unveränderter Neudruck von

HEINRICH HERMELINK

Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart

— Dritte Auflage —

Drei Mark

„Wir dürfen das Erscheinen des vorliegenden Büchleins des Marburger protestantischen Theologen zu den erfreulichen Ereignissen des Jahres zählen. Wenn der Geist, aus dem es hervorgegangen ist, Bestand unter den Glaubensgenossen des Verfassers gewinnt, dann tun sich für den religiösen Frieden Hoffnungen auf." Katholische Korrespondenz

„Ruhige, leidenschaftslose, sachkundige Schilderung ... fern von kränkender Polemik und Herabsetzung des Gegners, aber auch ebensofern von der heute üblichen romantischen Schönfärberei seiner angeblichen Vorzüge. Das Buch kann viel zur Entspannung der konfessionellen Gewitterschwüle auf beiden Seiten beitragen, wenn es recht studiert wird." Christl. Freiheit

LK *Leopold Klotz Verlag / Gotha*

Die Weihnachtsgeschichte

nach dem Evangelium Lukas

Geschrieben u. mit zwei Holzschnitten versehen von Fritz Lometsch

Preis Mk. 2.—

Das große Evangelium der Weihnacht, wie es uns in der Lutherschen Sprache von Kind auf lebendig ist! Hier ist es von einem jungen Künstler in eine Form gebracht, die der Größe und Wucht des Geschehens gerecht wird und dabei doch nicht jenes zarten Hauches entbehrt, der von dem Licht im Stalle zu Bethlehem ausgeht. Die Wiedergabe ist in zwei Farben durch die Mandruck-A.-G. in München originalgetreu besorgt, die beiden Holzschnitte sind handaquarelliert.

Chr. Kaiser / Verlag / München

» EINER, DEN GOTT REDEN HEISST «

CHRISTOPH BLUMHARDT

DER PREDIGTEN UND ANDACHTEN ZWEITER BAND

herausgegeben von R. Lejeune.

Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—

„Schlicht, ungekünstelt, mit der ganzen bodenständigen Frische des unmittelbar aus dem Herzen quellenden Wortes." Stuttgarter Neues Tageblatt

Religiöses Volksblatt:

... Nicht Gedankengespinste eines schulgerechten Theologen, sondern urfrische Gaben eines Gottesmannes und Sehers. Blumhardt redet als

EINER, DEN GOTT REDEN HEISST.

ROTAPFEL-VERLAG ZÜRICH/LEIPZIG

Duncker & Humblot / München

Theresienhöhe 3c

Soeben (Ende November) erschien:

Ernst Troeltsch

Glaubenslehre

Nach Heidelberger Vorlesungen aus den Jahren 1911 und 1912

Gr.-8°. X, 384 S. Preis 13.— Mark, gebunden 17.— Mark

Dieses nachgelassene Buch des berühmten Theologen, Geschichtsphilosophen und Soziologen ist nach dem vierten Band seiner „Gesammelten Schriften" eine freudige Überraschung. Das Werk ist ein großes spontanes Bekenntnis und gleichzeitig ein formuliertes, wissenschaftliches Lehrgebäude. In der wörtlichen Wiedergabe des gesprochenen Wortes hat die Herausgeberin Gertrud von le Fort in pietätvoller und minutiöser Art alles getan, um nur dem Meister selbst das Wort zu geben.

INHALT:

Einleitung und Vorfragen

Begriff der Glaubenslehre und Aufgabe des dogmatischen Systems im Verhältnis zur religions-philosophischen Prinzipienlehre.
Quellen und Autoritäten. — Offenbarung und Glaube.
Glaube und Wissen, Glaubenslehre und Philosophie.
Das christliche Prinzip und die aus ihm folgende Einteilung der Glaubenslehre.

I. Jesus Christus als Gegenstand des Glaubens

Glaube und Geschichte.
Die religiöse Bedeutung des israelitischen Prophetismus.
Die Glaubensbedeutung Jesu.
Die religiöse Deutung der Geschichte des Christentums.
Die Trinitätslehre als Formel der Verbindung des Historischen und des Religiösen im Christentum.

II. Der christliche Gottesbegriff

Die Stellung des Gottesbegriffs im System.
Gott als Wille und Wesen. — Gottes Heiligkeit. — Gott als Liebe.

III. Der christliche Weltbegriff

Die Stellung und Bedeutung des Weltbegriffs im System.
Der Schöpfungsbegriff. — Die Weltregierung.
Die innere Lebendigkeit Gottes oder das Wunder.

IV. Der christliche Seelenbegriff

Die Stellung und Bedeutung der Anthropologie im System.
Der unendliche Wert der Seele. — Die Gottebenbildlichkeit.
Die Erbsünde. — Die religiöse Geschichtsauffassung.
Der Kampf des guten und des bösen Prinzips in der Menschheitsgeschichte.

V. Der christliche Erlösungsbegriff

Die Stellung des Erlösungsbegriffs im System.
Entwicklung und Erlösung.
Die Erlösung von Leid, Schuld und sittliche Urkraft.
Der Gesamtcharakter der Erlösung als Gnade und Wiedergeburt.
Die Verknüpfung der Erlösung mit der historischen Persönlichkeit Jesu Christi und ihr Vollzug durch die Wirkung des heiligen Geistes.

VI. Die christliche Lehre von der religiösen Gemeinschaft (Fragment)

Die religiöse Gemeinschaft oder das Reich Gottes.
Die Kirche. — Das Gnadenmittel des Wortes.
Die Sakramente und der Kultus. — Die Missionsaufgabe.

VII. Die Vollendung (Fragment)

Stellung und Bedeutung der Eschatologie im System.
Das Wesen der Endvollendung.
Universalität und Partikularität der Gnade.

Nach einer Mitteilung des Landeskirchenrats der Thüringer evangelischen Kirche können geeignete **Kandidaten der Theologie** gegen Hilfspredigervergütung Aufnahme in das Predigerseminar in Eisenach und **Predigtamtskandidaten** mit abgelegter zweiter Prüfung alsbald Verwendung im Kirchendienst finden. Wegen Pfarrermangels sind die Anstellungsaussichten günstig. Meldungen sind an den **Landeskirchenrat** in Eisenach zu richten.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18–30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Holzschnittbücher
von Daniel Greiner

Ev. Johannis kart. M 5.—, geb. M 6.—
Ev. Lukas . . . kart. M 6.—

Handdruckmappen:

Ev. Markus M 30.— **Ev. Matthäus** M 40.—
Bilderbibel Bd. I, 4 Folgen à M 20.—
Christusköpfe M 8.—
Arche Noah, 23 Tierbilder, M 10.—

Prof Rudolf Günther: „.. der sittliche Ernst der Auffassung, die Eigenwüchsigkeit und Ausdruckskraft des Stils, die Ueberzeugungskraft der künstlerischen Formgebung rücken Greiner jetzt in die vorderste Linie der lebenden deutsch-protestantischen Künstler."

Versand direkt durch

Felsbergverlag, Jugenheim (Bergstraße)

Postscheckkonto Frankfurt a. M. 63917

Böhmische Bettfedern
ganz besonders billig!

Ferner:

Fertige Oberbetten, Unterbetten und Kissen

Gereinigte graue Füllfedern pro Pfd. M. 1.30
Halbweiße, weiche . . . . . „ „ „ 2.90
Weiße Schleißfedern . . . . . pro Pfd. M. 4.60 und M. 3.20
Prima weißer Flaumrupf . . . . „ „ „ 5.80 „ „ 4.80
Schneeweiße Halbdaunen . . . . . „ „ „ 7.90 „ „ 6.80
Reine Daunen in weiß und grau . . . . . „ „ „ 12.60 „ „ 8.80
Fertige Kopfkissen in hellblauen, rosarot und gestreiften Inletten mit rr. Füllung M. 14.60 8.50, 7.60 und 5.—
Fertige Oberbetten in gleichen Farben mit 5- bis 6-Pfd.-Füllung M. 42.—. 36.—, 25.— und 17.—
Fertige Unterbetten, gefüllt mit 7 Pfd. besten Federn, M. 45.—, 35.— und 18.—
Schöne komplette Betten, bestehend aus Ober-, Unterbett und 2 Kissen M. 112.—, 80.—, und 45.—

Nichtpassendes Geld zurück. Muster und Preisliste auf Verlangen

M. Mühldorfer, Bettfedernversand

Haidmühle 47 Bayer Wald — böhmische Grenze

Um die persönlichen Beziehungen innerhalb der Christlichen Welt-Gemeinde zu vertiefen, habe ich mich entschlossen, den engeren Freunden der Zeitschrift

Familienanzeigen
zum halben Tarifpreis

zu berechnen und bitte den Leserkreis von diesem Angebot Gebrauch zu machen

Leopold Klotz Verlag Gotha

Theodor Rother
Buchhandlung, Leipzig

liefert **prompt, franko, verpackungs- und zuschlagsfrei** jedes neue Buch.

Ich suche für sofort zur Gesellschaft meiner Frau und zur Hilfe in unserm kleinen Haushalt (2 Personen) eine erfahrene **Haustochter** aus dem Freundeskreis. Nähen erwünscht. Aufwartung vorhanden. Familienanschluß. Dauernde Stellung. Gehalt nach Übereinkunft.

Prof. **H. Gunkel, Halle a. S.,** Richard-Wagner-Straße 28.

Pastoralblätter

Herausg. Lic. E. Stange

November-Sonderheft:

Gegenwarts-Aufgaben kirchlicher Kunst.

Beitr. von Prof. Dr. Weber-Jena / Prof. C. Gurlitt-Dresden, Sup. Brathe-Wansleben / Spektator novus / Sup. D. Zenker / Pfarrer Eißenlöffel: Ad. Schmitthenner als Seelsorger / Totensonntagsandacht von Pf. Meusel / Textbearbeitungen für Kindergottesdienste 1. Advent bis Weihnacht von Pf. D. Rüling

Predigten: 1.—4. Advent

Probehalbjahr M. 3.75; Verlag **Ludwig Ungelenk-Dresden A 24**

Anzeigen
in der ‚Christlichen Welt' finden weitgehendste Beachtung

Am 26. Oktober beschloß ihr reich gesegnetes Leben im 89. Lebensjahr unsere geliebte Mutter

Frau verw. Geh. Rat

Johanna Thiersch geb. v. Liebig

langjähriges Mitglied der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt

Leipzig, Berlin, Potsdam, Dresden.

Amalie v. Harnack geb. Thiersch
Med.-Rat Dr. **Justus Thiersch**
Johanna Rassow geb. Thiersch
Agnes Hesse geb. Thiersch
Lina Delbrück geb. Thiersch
Justizrat Dr. **Friedrich Thiersch**
Wirkl. Geh. Rat Prof. D. Dr. **Adolf v. Harnack**
Geh. Studienrat Dr. **Hermann Rassow**
Geh. Reg.-Rat Prof.-Dr. **Hans Delbrück**
Frau **Marie Thiersch** geb. v. Hofmann
Frau **Luise Thiersch** geb. Patzki.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Dezember Goldmark 1.—; im Auslande für das Vierteljahr Okt.—Dezbr. Goldmark 3.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer Gm. —.60. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0.20, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0.15. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 25182. — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 3. Dezember

Dieser Nummer liegen bei: **„Bücherverzeichnis"** (Calwer Vereinsbuchhandlung, Stuttgart); **„Großstadt und Religion"** (C. Boysen Verlag, Hamburg 36); **„Neuerscheinungen"** (Ernte-Verlag, Hamburg); **„Unsere Bücher"** (Treue-Verlag, G. m. b. H., Wülfingerode-Sollstedt); **„Der Weihnachtsmann bringt Bücher"** (Friedrich Andreas Perthes A.-G., Stuttgart-Gotha); **„Verzeichnis im Preise herabgesetzter Theologica"** (Leopold Klotz Verlag, Gotha). Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.